



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 13, Nr. 7 July 15, 1960

Köln: Bund-Verlag, July 15, 1960

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

Köln, 15. Juli 1960 · 13. Jahrgang · Preis 30 Pfennig · G 1394 E



Auf einer Straße in München

Foto: Bernd Larsson



Adolph Kummernuss 65 Jahre

In Hamburg geboren, wuchs Adolph Kummernuss im Kreis von elf Geschwistern auf. Bereits 1909 wurde er Mitglied des Arbeiterjugendbundes. Als junger Hafendarbeiter trat er 1912 dem Transportarbeiterverband bei. Dort übertrugen ihm die Kollegen bald gewerkschaftliche Funktionen. 1918 wurde Adolph Kummernuss Branchenleiter und Mitglied der Sektionsleitung des Transportarbeiterverbandes für den Hamburger Hafen. Von 1926 bis 1927 konnte Kummernuss durch den Besuch der Akademie der Arbeit sein Wissen festigen und vertiefen. Danach übernahm er eine hauptamtliche Tätigkeit bei der Ortsverwaltung Hamburg des „Deutschen Verkehrsbundes“. In dieser Zeit war er außerdem Wohlfahrtspfleger in der Hamburger Altstadt, Beisitzer im Hamburger Oberlandes- und Schwurgericht und im Arbeits- und Landesarbeitsgericht.

Die Machtergreifung der Nazis brachte Adolph Kummernuss fristlose Entlassung, Verfolgung, Gefängnis und Konzentrationslager. Nach dem Verbot der Gewerkschaften arbeitete er illegal weiter und blieb mit ausländischen Bruderorganisationen ständig in Verbindung. 1935 wurde der aufrechte Gewerkschafter wegen Vorbereitung zum Hochverrat verurteilt.

Adolph Kummernuss gehörte zu denen, die 1945 beim Wiederaufbau einer neuen Gewerkschaftsbewegung dabei waren. Er zählt zu den Mitbegründern der Gewerkschaften in der Hansestadt und wurde wenige Monate später zum Vorsitzenden des Ortsausschusses sämtlicher Gewerkschaften Hamburgs gewählt.

Kummernuss war einer der ersten Deutschen, der den Kontakt zu den Internationalen Gewerkschafts- und Berufsorganisationen wieder aufnahm und im Ausland um Verständnis für den demokratischen Aufbauwillen in Deutschland warb. Als Anerkennung für diese Tätigkeit wurde er am 30. Januar 1948 in den Generalrat der „Internationalen Föderation der Gewerkschaften des Personals öffentlicher Dienste“ (IÖD) und am 24. Juli 1948 in den Generalrat der Internationalen Transportarbeiter-Föderation (ITF) gewählt. Auf dem Vereinigungsverbandstag der ÖTV in Stuttgart wurde Kummernuss 1. Vorsitzender der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr (ÖTV).

Auch über die Grenzen der Bundesrepublik hinaus fand die gewerkschaftliche Tätigkeit von Adolph Kummernuss Beachtung und Anerkennung. Der Generalrat der IÖD, der 48 Organisationen mit über 2 Millionen Mitgliedern in 28 Ländern der Erde umfaßt, wählte ihn am 9. November 1956 zu seinem Präsidenten.

Drexel-Preis für Gewerkschaftsredakteur

Der Redakteur der „Gewerkschaftlichen Monatshefte“, Dr. Walter Fabian, Vorsitzender der Deutschen Journalisten-Union in der IG Druck und Papier, erhielt in Anerkennung seiner jahrzehntelangen, vielseitigen, journalistischen Arbeit und seines Wirkens für die Berufskollegen den Preis der Joseph-E.-Drexel-Stiftung (Nürnberg) für 1960. Die gleiche Auszeichnung wurde dem Schriftsteller Dr. Robert Jungk (Wien) und der Graphikerin Hanna Nagel (Heidelberg) zuerkannt.

Mitteilung auf Grund des § 2, Abs. 2, Satz 1 des Pressegesetzes des Landes Nordrhein-Westfalen vom 17. November 1949: Aufwärts erscheint im Bund-Verlag. Das Gesellschaftskapital beträgt 750.000 DM. Gesellschafter: Vermögensverwaltungs- und Treuhandgesellschaft mbH des DGB.

„Aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „Aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: M. DuMont Schauberg, Köln.

Willi Richter sprach für die Jugend

„Auf den für die Zukunft der gesamten Menschheit wichtigen Gebieten der Schul- und Berufsausbildung sowie des Arbeits- und Gesundheitsschutzes für die Jugend in der ganzen Welt könnte unendlich mehr geleistet werden, wenn nicht Milliarden für das Wettrüsten und für die Experimente mit Sputniks und Raketen verwandt würden.“ Diese Feststellung traf der Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes Willi Richter in seiner Rede vor der 44. Internationalen Arbeitskonferenz in Genf.

Richter bezeichnete es als erschütternd, daß nur etwa die Hälfte aller Kinder in der Welt zur Schule gehen kann, und in manchen Ländern und Gebieten sogar 70 bis 80 v. H. der Kinder heranwachsen, ohne jemals Lesen und Schreiben gelernt zu haben. Diesen Kindern fehle für ihr späteres Leben eine der Grundvoraussetzungen für ihr Fortkommen, aber auch alles notwendige Wissen, um später aktiv am politischen und kulturellen Leben ihres Volkes und Staates teilnehmen zu können.

Es sei deshalb sofortige und umfassende Abhilfe sowohl im nationalen als auch im internationalen Rahmen notwendig. Jugendfragen könnten nicht länger nur eine Angelegenheit der einzelnen Völker sein, sondern die Internationale Arbeitsorganisation müsse die Lösung der Jugendfragen in weltweitem Maßstab vorantreiben.

Die Gewerkschaften in den alten Industrieländern hätten frühzeitig die gegenseitige Abhängigkeit von guter Allgemeinbildung und guter Berufsausbildung erkannt. Sie hätten darauf hingewirkt, daß die staatlichen Schulsysteme durch entsprechende gewerkschaftliche Einrichtungen ergänzt wurden. Heute ständen die Gewerkschaften in den Entwicklungsländern vor den gleichen Problemen, allerdings unter viel ungünstigeren Voraussetzungen und in ungleich größerem Ausmaß. Der Internationale Bund Freier Gewerkschaften habe es aber von jeher als vornehmste Pflicht angesehen, den Schaffenden in den Entwicklungsländern bei der Überwindung des Analphabetentums zu helfen.

Die Aufgaben der Gewerkschaften sind, wie Richter in diesem Zusammenhang betonte, über die Lösung sozialpolitischer Probleme längst hinausgewachsen. Die unabhängigen Gewerkschaften als bedeutender Faktor in Wirtschaft und Gesellschaft spielten eine wichtige Rolle in der staatsbürgerlichen Erziehung jugendlicher Arbeitnehmer und leisteten durch ihre Bildungsmaßnahmen einen wesentlichen Beitrag bei der Erziehung junger Menschen zum freien Denken und damit zur demokratischen Ordnung, in der allein Freiheit und Menschenwürde möglich sind. Nur dort, wo es eine einigige, unabhängige und starke Gewerkschaftsbewegung gibt, gebe es eine im Volk verankerte, vom Volk getragene und täglich mitgestaltete Demokratie.

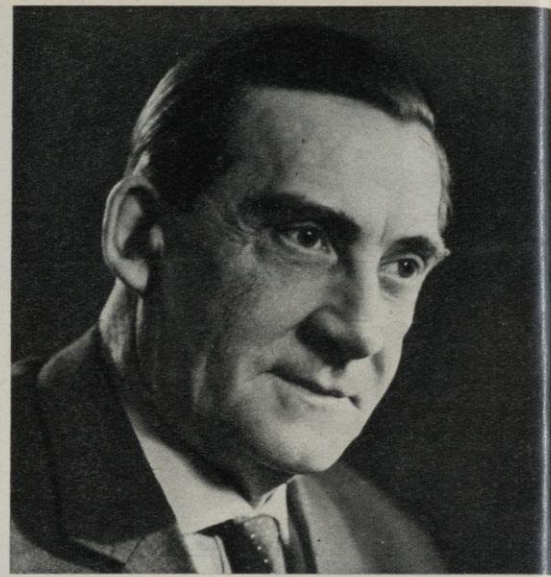
Nach den Erfahrungen mit autoritären und totalitären Systemen aller Art treten die im Internationalen Bund Freier Gewerkschaften vereinten Organisationen dafür ein, daß die Jugend weder in Deutschland noch in irgendeinem anderen Land der Welt in einem System der Unfreiheit aufwächst. „Wenn Vertreter der kommunistischen Heißlehre aus ihrem Wunschdenken heraus verkündeten, unsere Kinder und Enkelkinder würden Kommunisten sein, so wissen wir“, sagte Richter, „daß man die Freiheit mit Hilfe bestimmter Methoden einige Jahre, vielleicht auch einige Jahrzehnte rücksichtslos unterdrücken kann. Ebenso gut wissen wir aber auch, daß jedes totalitäre System zum Scheitern verurteilt ist, weil es gegen die Natur des Menschen ist. Daran ändern alle technischen und wirtschaftlichen Erfolge nichts. Sie können niemals ein System der Unfreiheit rechtfertigen, vor dem die Menschen überall in der Welt fliehen, wenn sie die Möglichkeit dazu haben.“

DGB: Ostkontakte verstoßen gegen Kongreßbeschuß

Der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes stellte in seiner Sitzung am 24. Juni 1960 in Düsseldorf einmütig fest, daß auf Gewerkschaftstagungen gestellte Anträge, deren Verwirklichung zu einer Aufnahme von Kontakten mit dem FDGB und den übrigen politischen Organisationen der Sowjetzone führen würde, dem Beschluß des DGB-Bundeskongresses in Stuttgart 1959 widersprechen. Dazu gehören auch Anträge auf Entsendung von Studienkommissionen in die Sowjetzone.

In seinem Stuttgarter Kongreßbeschuß hatte der Deutsche Gewerkschaftsbund Kontakte mit dem FDGB, der FDJ und allen übrigen von der SED abhängigen Organisationen abgelehnt, weil diese Organisationen zur Stärkung des Ulbricht-Systems beitragen und dadurch für die Aufrechterhaltung der deutschen Spaltung mitverantwortlich sind.

Der DGB-Bundesvorstand erklärt ausdrücklich, daß der Stuttgarter Kongreßbeschuß für alle im DGB zusammengeschlossenen Gewerkschaften verbindlich ist.



Wilhelm Pawlik 60 Jahre alt

Am 25. Juni wird der Vorsitzende der Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen (HBV) im Deutschen Gewerkschaftsbund, Wilhelm Pawlik, 60 Jahre alt. Seit nunmehr zwölf Jahren steht er an der Spitze dieser Organisation.

Schon als 14-jähriger Lehrling bei der Konsumgenossenschaft Essen, wurde Wilhelm Pawlik Gewerkschaftsmitglied. Auf Grund seiner Fähigkeiten und seines Eintretens für die Interessen der Arbeitnehmer bestellte ihn dann der Verband der Gemeinde- und Staatsarbeiter zum Vertrauensmann, Unterkassierer und Schriftführer der Ortsverwaltung Essen. 1922 holte ihn der Hauptvorstand seines Verbandes als Gewerkschaftssekretär nach Berlin. Später wirkte er in Magdeburg, Erfurt und Essen.

1933 wurde Wilhelm Pawliks erfolgreiche hauptamtliche gewerkschaftliche Tätigkeit durch die nationalsozialistischen Machthaber unterbrochen. Polizeiaufsicht und langjährige Arbeitslosigkeit waren sein Schicksal. Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches stellte Wilhelm Pawlik sofort seine ganze Kraft beim Aufbau der Gewerkschaftsbewegung zur Verfügung. Er wurde Geschäftsführender Vorsitzender des DGB-Ortsausschusses Essen. 1948 beauftragte ihn Hans Böckler mit der Gründung der Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen.

Zur Vollendung seines 60. Lebensjahres wünschen die Arbeitnehmer, vor allem die Beschäftigten im Handel, bei den Banken, Versicherungen und in den Wirtschaftsdiensten, daß Wilhelm Pawlik noch recht lange seine Tatkraft und Entschlossenheit zum Wohle aller schaffenden Menschen in der Bundesrepublik einsetzen kann.

DGB gegen Verlängerung der Lehrzeit

In einem Schreiben an den Präsidenten des Bundesrates begrüßt der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes, daß durch die „Verordnung über die Festsetzung der Lehrzeitdauer im Handwerk“ die Dauer der Lehrzeit für alle Handwerksberufe festgesetzt wird. Er wendet sich aber dagegen, daß die bisher übliche Lehrzeit von drei Jahren für Kraftfahrzeug-elektriker, Elektroinstallateure, Radio- und Fernsehtechniker sowie Karosseriebauer auf dreieinhalb Jahre verlängert werden soll. Nach Auffassung der Gewerkschaften genügen auch für diese Berufe die augenblicklich geltenden Lehrzeiten von drei Jahren völlig zu einer erfolgreichen Berufsausbildung. Statt einer Verlängerung sollte die Ausbildung intensiviert werden.

In dem Schreiben weist der DGB darauf hin, daß die Begründung der Verordnung vom Bundeswirtschaftsministerium nicht zutrifft, in der es heißt: „In vergleichbaren Berufen der Industrie beträgt die Ausbildungszeit ebenfalls dreieinhalb Jahre.“ Denn die Lehrberufe Kraftfahrzeugelektriker, Radio- und Fernseh-techniker sind in der Industrie nicht bekannt und können daher auch nicht zu Lehrzeitvergleichen herangezogen werden. Dagegen beträgt die Lehrzeit für Elektroinstallateure und Karosseriebauer in der Industrie drei Jahre. Daher sollte es auch im Handwerk bei einer Lehrzeit von drei Jahren bleiben.

Der DGB bittet den Präsidenten des Bundesrates, die gewerkschaftlichen Argumente bei den Beratungen gebührend zu berücksichtigen und die Verlängerung der Lehrzeit aus der Verordnung zu streichen.

DGB gegen Notdienstgesetzentwurf

Der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes hat sich am 24. Juni 1960 in Düsseldorf mit dem Gesetzentwurf der Bundesregierung zu einem Notdienstgesetz (Bundestagsdrucksache Nr. 1806) befaßt. Nach Auffassung des DGB-Bundesvorstandes steht der Entwurf im Widerspruch zu den Grundrechten unserer Verfassung, insbesondere zu Artikel 12, zu arbeits- und sozialrechtlichen Grundsätzen und zu Übereinkommen der Internationalen Arbeitsorganisation. Auf Grund dieses Sachverhaltes lehnt der DGB den Regierungsentwurf ab.



Zwischen Gewissen und Gehorsam

Als die Hitze des Hochsommers im geschlossenen Raum dreißig Grad erreicht, tun es die Offiziere den Zivilisten gleich: sie ziehen die Röcke aus und krepeln die Ärmel auf. Äußerlich sehen nun alle gleich aus: Student, Arbeiter, Dozent, Angestellter, Offizier und Kriegsdienstverweigerer. Aber es gibt nicht nur gemeinsame Hemdsärmel während der Wochenendveranstaltung des Jungen Kreises der Bremer Volkshochschule: Sorge, Unruhe, Zweifel, Gewissensnot verbinden alle: die Zwanzigjährigen und die Angehörigen der Kriegsgeneration. „Jugend und Wehrpflicht“ heißt das Thema. Äußerlich verläuft alles ruhig. Aber die Erregung unter der Oberfläche ist unüberhörbar. Junge Leute schlagen sich die Nacht um die Ohren und diskutieren in kleinen Gruppen weiter. Sie gehören jener Generation an, von der unbelehrbare Erwachsene mit penetranter Hartnäckigkeit behaupten, sie habe wenig mehr als Firlefanz und Wirtschaftswunderwohlstand im Sinn...

Im Schullandheim vor den Toren der Stadt beginnt man am Nachmittag ohne die Offiziere der Bundeswehr. Es wird hart gefragt und hart geantwortet. Ist die durch Mehrheitsbeschluß des Parlaments eingeführte Wehrpflicht ein „legitimes Kind der Demokratie“ (Theodor Heuss)? Der junge Studienrat, Mitglied der Internationale der Kriegsdienstgegner, bezeichnet die Wehrpflicht als „Bastard der Demokratie“. Warum machen so wenig junge Leute von der vom Staat geschaffenen Möglichkeit der Kriegsdienstverweigerung Gebrauch? Ein Zwanzigjähriger: „Sie wissen zu wenig davon. Es fehlt an Informationen. Man hält die Kriegsdienstverweigerer für Untergrundleute und fürchtet Schikanen und Nachteile, wenn man den Wehrdienst verweigert.“ Warum werben die Kriegsdienstverweigerer nicht wirksamer, die Bundeswehr wirbt ja auch mit allen Mitteln? Der Vertreter der IDK: „Wir sind arme Leute, wir haben kein Geld.“ Im Zusammenhang mit der Werbung der Bundeswehr fällt das Wort vom „Chlorodontgebiß hinter dem Steuerknüppel“. Dieses Werbefoto und die läppische Frage: „Auch Du zur Bundeswehr?“ sind nach Ansicht der kirchlichen Vertreter billige Täuschungen. „So wird man der Frage, die auf die jungen Menschen wartet, nicht gerecht. Die Ausbildung zum Soldaten ist eine Ausbildung zum Töten. Es ist unverantwortlich, dies nicht auszusprechen.“ (Am andern Tag verurteilt der Oberstleutnant und Bataillonskommandeur diese Art der Propaganda der Bundeswehr eindeutig. Er sagt: „Sie ist zum Kotzen“). Der Vertreter der katholischen Theologie unterscheidet zwischen Wehrdienst und Kriegsdienst. Zum Wehrdienst (Verteidigung), sagt er ja, den Kriegsdienst (Angriff, Eroberung) lehnt er ab. Niemand findet während dieser eineinhalb Tage eine Antwort auf die Frage, ob im Hexenkessel eines modernen Krieges überhaupt noch zwischen Verteidigung und Angriff unterschieden werden kann. Gemeinsame Bestürzung und Ratlosigkeit.

Die aufregendste Frage

Auf einmal ist die aufregendste Frage dieser Diskussion da: „Gibt es einen teilbaren Gehorsam?“ Der Sprecher des Protestantismus hat sie heraufbeschworen. Mit einer konventionellen Waffe, sagt er, würde er, wenn es unvermeidlich sei, umgehen („was ich damit tue, ist für mich noch in etwa kontrollierbar und überschaubar“), den Befehl zum Druck auf den Knopf der Atombombe müsse er aus Gewissensgründen ablehnen. Der Wehrdienstverweigerer zitiert das Bundesverteidigungsministerium (Bulletin des Presse- und Informationsdienstes der Bundesregierung Nr. 255): „Der Befehl an den Soldaten

zum Verteidigungsdienst mit einer bestimmten Waffe ist weder rechtswidrig noch unsittlich. Er entbindet den Soldaten nicht von seiner Gehorsamspflicht.“ Bestürzung bei dem jungen Protestant: „Wenn das die offizielle Meinung unseres Staates ist, muß ich den Kriegsdienstverweigerern beitreten.“

Frage der Zwanzigjährigen: wann kommt für sie die Gewissensentscheidung? Mit dem Einberufungsbefehl? Oder erst später mit dem möglichen Kommando zu einer Atomwaffe? Kann man zuerst ja und später nein sagen? Wie sehen die praktischen Konsequenzen aus. Bischof Dibelius wird zitiert: „Wenn ich fünfzig Jahre jünger wäre und würde zu einem der modernen Massenvernichtungsmittel kommandiert, dann würde ich zu meinem Militärpfarrer gehen – denn der wäre dazu da! – und würde ihm sagen: „Hilf mir weg von diesem Kommando! Ich kann es nicht.“ Kritik an diesem scheinbaren Ausweg wird laut. Darf ein Christ für sich ablehnen, was er einem andern zumutet? Muß er nicht entweder ganz ja – mit allen Konsequenzen – oder ganz nein mit allen Konsequenzen sagen?

Die Zitate von anderen Theologenprominenten verwirren die Gemüter noch mehr. Gollwitzer: „Steht fest, daß der Zweck zwar Mittel, aber nicht alle Mittel heiligt, so wird der Politiker nicht in der verführerischen Meinung bekräftigt werden dürfen, alles, was ihm gerade für seinen Zweck ratsam, ja unentbehrlich erscheint, sei damit auch gerechtfertigt und erlaubt. Er wird vielmehr zur Frage nach der Grenze zwischen den möglichen und den ausgeschlossenen Mitteln ständig angehalten werden müssen.“ Hans Asmussen: „Es ist unser Herz, in dem die Sünde sitzt. Deshalb kann der Abwurf einer Atombombe eine gleich schwere Sünde sein wie das Unterlassen eines solchen Abwurfs.“

Niemand schläft ruhig

Die Atombombe zur Verteidigung westlicher Kulturgüter, ist dies nicht ein wahnwitziger Widerspruch? Mit unmenschlichen Mitteln „Menschlichkeit“ sichern wollen? Der junge Wehrdienstverweigerer fragt es. Er zitiert den CDU-Rebellen Peter Nellen: „Sollte unsere westliche Welt untergehen, dann nur verzweifelt und trotz und durch den Verrat an ihrem eigenen Weg und Stil.“

Aufgerüttelt, beunruhigt sagen die Zwanzigjährigen: „Jeder hat recht und jeder hat unrecht. Wir müssen uns aber entscheiden. Wer hilft uns weiter?“ Die Probleme lassen in der Nacht niemanden ruhig schlafen.

In diese ihm nicht bekannte Atmosphäre kommt am andern Tag der Oberstleutnant der Bundeswehr. Er sieht blendend aus im „bunten Rock“. „So schick habe ich mir einen Offizier vorgestellt“, sagt ein junger Mann leise zu seinem Nachbarn. Es klingt nicht wie ein Kompliment. Der andere mahnt: „Daß er schick ist, ist kein Argument gegen ihn. Bleiben wir sachlich. Wo steht geschrieben, daß ein Offizier krumm und schief sein muß?“

Der Offizier vertritt seine Sache gut und aufrichtig. Er ist 45 Jahre alt und mit der Unterbrechung nach 1945 seit 25 Jahren Soldat. Daß er sich sogleich einschließt in den Kreis der Fragenden, von Gewissensnöten Gequälten, daß er ehrlich zugibt, mit dem Soldatsein, das sei „nicht mehr so ohne weiteres drin wie früher“ und „ich fühle mich in meiner Uniform nicht mehr

so ganz wohl“, das bringt ihm Sympathien ein. Die Überzeugung des Oberstleutnant: „Krieg ist sinnlos, aber als mögliches Verhängnis noch immer über uns. Ich mache ihn nicht unmöglich, wenn ich mich auf Unterwerfung einstelle. Ein demokratisches Parlament hat mir meinen Auftrag gegeben: nicht den der Vorbereitung auf einen Angriff, aber den einer möglicherweise notwendig werdenden Verteidigung. Verzicht auf Verteidigung bedeutet Verzicht auf nationale Existenz.“

Der Offizier nimmt die Skrupel junger Menschen sehr ernst. „Wenn ich merke, daß ein Soldat, den ich zur Ausbildung an einer Atomwaffe kommandieren muß, echte Gewissenskonflikte hat, dann suche ich nach Wegen, ihn von diesem Kommando zu befreien.“ Die Antwort auf die Frage, warum er so handeln wird, macht den Oberstleutnant wirklich zum Staatsbürger in Uniform: „Weil ich sehe, daß er leidet. Ich leide auch. Aber ich entziehe mich meinem Auftrag trotzdem nicht.“

Wie aber wird, wie muß er im Kriegsfall entscheiden? Wird er dann noch Rücksicht auf das Gewissen der Soldaten nehmen können (und dürfen), die (wie Dibelius) bitten: „Hilf mir weg von diesem Kommando, ich kann es nicht?“ Wieder ist die Frage nach dem teilbaren Gehorsam da. Sie bewegt auch den Offizier. Der direkten Antwort weicht er aus. „Wir arbeiten ja an der Verteidigung, damit das Verhängnis uns allen erspart bleibt.“

Und noch eine Frage wird von einem jungen Mann der Kirche an den Oberstleutnant gerichtet: „Darf der Soldat im Falle eines Verhängnisses zu jedem Mittel der Technik greifen?“ Die Antwort kommt ernst, bedrückt, aber klar: „Zu jedem Mittel, das die Situation erfordert.“ Der junge Protestant und der Kaplan der katholischen Kirche machen aus ihrer Bestürzung keinen Hehl: „Da dürfen die Kirchen nicht mehr mitmachen. Sie müssen Protest anmelden.“ Der Wehrdienstverweigerer: „Viele kleine Proteste und Taten genügen nicht mehr, wir müssen schreien.“

Hier wird das Dilemma nahezu vollkommen, weil die gegenseitige Aufrichtigkeit nahezu vollkommen ist. Krieg ist ein unerlaubtes, unsittliches Mittel. Alle sagen es: vom Wehrdienstverweigerer bis zum Soldaten. Der gegenwärtige Friede ist ein Friede der Angst unter der Atombombe, kein ethischer Friede. Staat, Demokratie und Freiheit sind schutzwürdig und schutzbedürftig. Mit welchen Mitteln aber darf dieser Schutz praktiziert werden? Wann ist Pazifismus eine Tat, wann eine Schuld? Während dieser Fragen sitze ich zwischen dem Oberstleutnant und dem Kriegsdienstverweigerer. Beide Gesichter sind gezeichnet von Erschöpfung, Sorge und innerer Not. Gemeinsame Merkmale für zwei Menschen, die scheinbar eine Welt trennt. Es hilft nicht, aber es gibt ein wenig Trost in dem heillosen Dilemma.

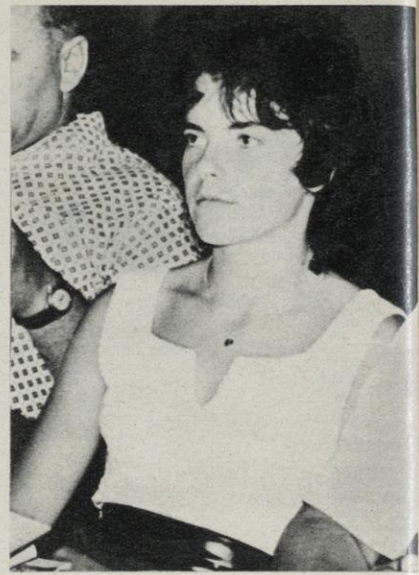
Bei der waffenlosen Schlacht dieses Wochenendes gab es keine Ankläger und keine Angeklagten, keine Sieger und Besiegten. Nur Überlebende. Sie wollen weiter überleben, sprechen, suchen. Sie wollen aufrichtig sein und sich keine Mätzchen vormachen. Sie wissen: es geht um todernste Dinge.

Lilo Weinsheimer



BUNDES-JUGEND-KONFERENZ

der Gewerkschaft Holz



Im Saal ein Nickerchen... die Uhr ist viere...
Der Redner liest und liest und redet seins...
Dann sitzen wir in Reihen froh beim Biere
und trinken, trinken immer noch eins...

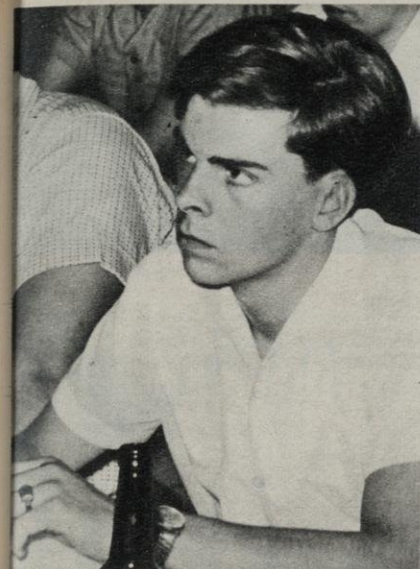
Kurt Tucholsky: Die Tagung

Nun, diesmal hatte er aber bestimmt unrecht. Das war keine Tagung nach „klassischem“ Vorbild, sondern wirklich eine runde Sache. Der offizielle Titel: „Bundesjugendkonferenz der Gewerkschaft Holz“, der Ort: Kassel, die Zeit: Ende Juni. Und um noch einmal auf Tucholsky zu kommen: Da war weder einer, der las und las, noch jemand, der sich einem Nickerchen hingeben konnte. Dafür ging es viel zu heiß her, es wurde diskutiert, miteinander gesprochen, das Für und Wider abgewogen und dann entschieden.

Aber vielleicht sollte ich doch von vorne anfangen. Etwa so: „In der Gewerkschaft Holz sind 23000 Jugendliche organisiert, deren wirtschaftliche und soziale Betreuung uns ein besonderes Anliegen...“ Oder so: „...außerordentliches Bedürfnis, auf die umfassende Bedeutung dieser Tagung hinzuweisen...“ Oder gar: „Die Jugend ist der Garant der Zukunft und wird dereinst...“ Nichts von alledem. Es war kein Kongreß der „G'schaftlhuber“, kein Treffen von Berufsjugendlichen – wie es ja bei manchen Vereinen vorkommen soll –, keine Tagung, die mit betontem Bierernst von Anliegen und Erkenntniswerten sprach, nein, es trafen sich einfach junge Menschen, die über das sprachen, was sie bewegt. Und die paar falschen Töne, die in Kassel vielleicht zu hören waren, die kamen nicht von den Jungen. Aber „G'schaftlhuberei“ ist bei der Holzarbeiterjugend nicht drin. Einmal sind es viel zu nüchterne Burschen, die auf so etwas recht sauer reagieren – sowohl auf solchen Tagen als auch zu Hause im Betrieb –, zum anderen gibt es gar keine Gelegenheit dazu. Wenn nämlich nur ein Mann hauptamtlich die ganze Jugendarbeit der Gewerkschaft Holz macht – und das war bisher Artur Farrenkopf Aufgabe –, der muß sich ganz schön drehen, um überall herumzukommen. Sein Schreibtischstuhl wird kaum warm.

Daß etwas getan wurde, das zeigte der Geschäftsbericht. Es war die Rede von dem vielen Mühen um die Jugend – in den Gruppen, in den Berufsschulen, in den Werkstätten, in den Fabriken. Dicke Schornsteine gibt es beim „Holz“ recht wenig – entsprechend ist auch die Einstellung vieler Arbeitgeber. So manch kleiner Krauter – bei dem noch viele junge Holzarbeiter ihre Lehre absolvieren müssen – will nichts hören von kürzerer Arbeitszeit oder besserer Erziehungsbeihilfe. „Wir haben das früher ja auch nicht gehabt“, diese Ausrede mag manchem biederen Handwerker die richtige Einstellung zu sein. Aber heute liegt er damit eindeutig falsch. Artur Farrenkopf nannte einige Zahlen: In der Holzindustrie und im Handwerk gab es 1957 noch über 40000 Lehrlinge. Ein Jahr später waren es nur wenig mehr als 32000. Schuld daran, so meinte er, seien alle diejenigen, die nicht einsehen wollen, daß die sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen für die Lehrlinge der heutigen Zeit angepaßt werden müssen. Unzufrieden waren deshalb die jungen Holzarbeiter auch mit dem neuen Jugendarbeitsschutzgesetz, das alles andere als ein Fortschritt sei. Ist es ein Wunder, daß die Diskussion gerade hier recht gepfeffert wurde?





Übrigens Pfeffer: den brachten auch die „Maininger“ mit, das Kabarett, das am Abend von Frankfurt heraufgekommen war. Ei der Deist, da kam wahrlich keiner zu kurz, von den „führerschüdrigen Burschen“ (des Verfassungsschutzes) bis zu den Oppositionellen, die da fordern: „Laßt uns die CDU von rechts überholen.“

Da hat Manfred sich wieder unparlamentarisch ausgedrückt . . .

Am nächsten Tag sprach Gerhard Vater, der derzeitige Boß der Holzarbeiter. Sein Referat, ruhig, sachlich, nüchtern, zeigte noch einmal auf, was hierzulande so alles „faul im Staate Dänemark“ ist.

Fotos: Udo Hoffmann

Und dann ging es an die Anträge: Kündigungsschutz für die Betriebsjugendsprecher, vernünftige Lehrlingslöhne, bezahlten Sonderurlaub für Jugendleiter, keine Lehrzeitverlängerung im Handwerk, mehr Gewerkschaftskunde in den Schulen, Tariffragen. Aber auch um politische Dinge kümmerten sie sich. Was sollen Kontakte zur Bundeswehr, wenn Soldaten in Uniform an SS-Treffen teilnehmen; wohin soll es führen, wenn sogenannte Jugendoffiziere bei uns in den Gruppen Reklame für die Armee machen? „Wir sprechen nur mit unseren Kollegen, die ihren Pflichtdienst ableisten müssen“, beschlossen sie.



Ich bin der Meinung . . .

Wir sollten fordern . . .

Weshalb so heftig ?

Stimmen wir also ab . . .

Dann lag ein Antrag zur Wiedervereinigung vor. Er fordert die Revidierung der Stuttgarter (Kontakt-) Beschlüsse und die Ausschöpfung aller Möglichkeiten, um mit den jungen Arbeitern Ostdeutschlands ins Gespräch zu kommen. Hier gab es heiße Diskussionen, sachlich, hart zwar, aber immer fair, auch dem gegenüber, der anderer Meinung war. Der Antrag ging durch – mit 26 gegen 19 Stimmen. Es wäre gut gewesen, wenn einige derjenigen, die nachher in der Öffentlichkeit so lautstark von kommunistischer Infiltration getönt haben und die schon glaubten, nunmehr sei der Untergang des Abendlandes gekommen, wenn die also in Kassel gewesen wären. Dann wäre ihnen vielleicht aufgegangen, daß diese Jugend nicht damit zufrieden ist, am 17. Juni einen Stafettenlauf zu erleben oder für einige Monate ein Brandenburger Tor im Knopfloch zu tragen – sondern für die die Wiedervereinigung ein Problem ist, um das sich hart zu ringen lohnt. Gewiß, Möglichkeiten scheint es nicht allzu viele zu geben. Wird aber wirklich alles getan, was möglich ist? Sie waren skeptisch.



Schließlich sagte man „no“ zu der Art und Weise, wie der Amerikaner William S. Schlamm versucht, die Westdeutschen zu einem Krieg gegen Osten zu bewegen. Die Holzarbeiterjugend meint deshalb, der Mann solle sich die Bundesrepublik besser von draußen ansehen. Ob man in Bonn der gleichen Meinung ist? Warten wir's ab.

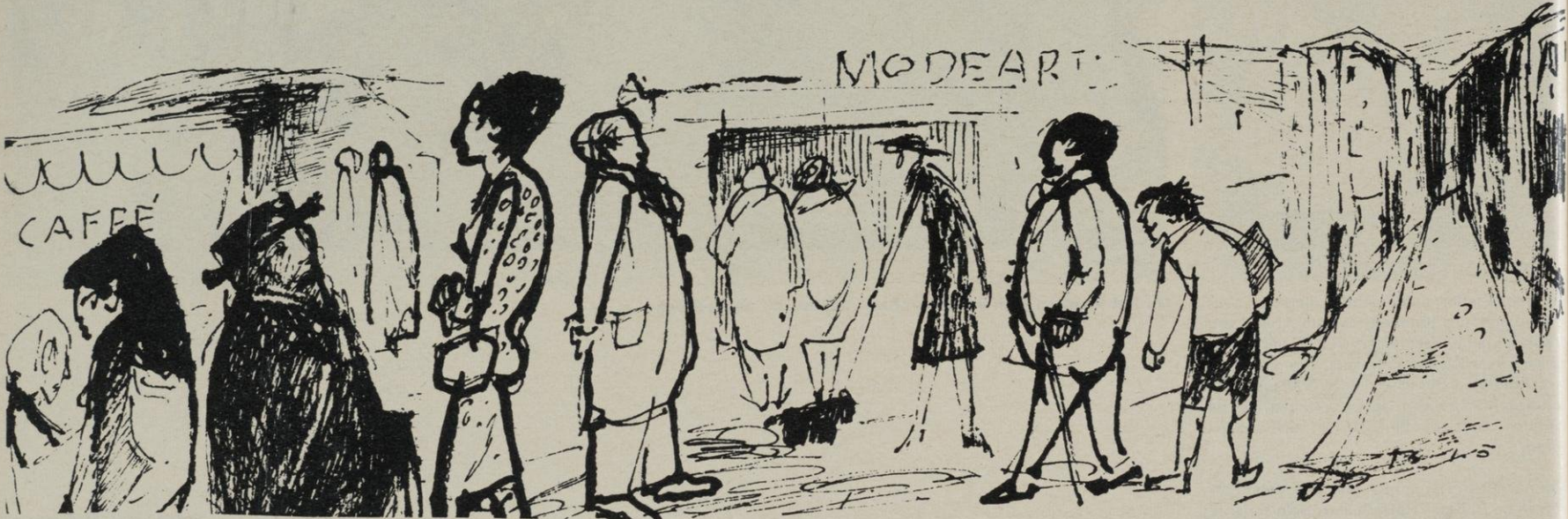
Das – und einiges anderes – sind Brocken, die keineswegs leicht zu verdauen sind. Aber sie haben guten Mut und die Zuversicht – Manfred aus Lübeck, Inge aus Stadthagen, Gert aus Wuppertal und Edda aus Heidelberg, die jungen Tischler aus München und Oeynhausen, die Holzarbeiterin aus Nürnberg und aus dem Saarland –, daß sie etwas erreichen für sich und die anderen. Kassel war ein aufmunternder Rippenstoß.

Peter Riemer

Fräulein Ziesche

Erzählung von Erich Kästner

Zeichnungen: Bernhard Müller



Am Bischofsplatz, auf dem Wege von der Schule nach Hause, sagte Klaus plötzlich zu Försters Fritz: „Mensch, lauf mal solo weiter! Ich muß dringend hinter wem her. Und geh zu meiner Mutter rauf und erzähle ihr, ich käme heute später. Vergiß es aber nicht!“ Weg war er!

Fritz blieb noch eine Weile stehen und sah zu, wie Klaus über den Platz rannte; wie er etwas zu suchen schien, rasch hinter einen Torbogen sprang, wartete, vorsichtig weiterstieg. Wen mochte er nur verfolgen? Am liebsten wäre Fritz nun seinerseits hinter Klaus hergeschlichen. Aber er sollte ja zu der Mutter gehen, drehte sich also um und überließ den andern einem vermutlich äußerst spannenden Abenteuer.

Klaus kam sich inzwischen vor wie Conan Doyle oder gar wie Stuart Webbs. Er nahm vorsorglich die Gymnasiastennütze vom Kopf und stopfte sie in die Büchermappe. Dann suchte er sich einen dicken Mann aus, hinter dem er spazieren konnte, ohne von dem Fräulein, das er verfolgte, gesehen zu werden.

Wenn der Dicke bloß nicht so langsam gelaufen wäre. Klaus kroch hinter ihm hervor und versuchte es mit anderen Passanten. Doch die Leute hatten keinen Schimmer von der Wichtigkeit ihres Amtes! Sie bogen unvermittelt in gänzlich unwichtige Seitenstraßen ein oder blieben an Schaufenstern stehen oder überholten sein ahnungsloses Opfer. Er verzichtete endlich auf jedes Versteckspielen, zog ein unbeteiligtes Gesicht und bot der Gefahr die kleine Stirn. Die Verfolgte ging die Hauptstraße entlang, über die Augustusbrücke, durch die Schloßstraße. Klaus starrte unausgesetzt auf den schmalen Rücken der schändlichen Person und bemühte sich, andere Leute zu betrachten. Er musterte die Häuser und fing an, Fenster zu zählen. Aber immer schielte er nach dem Fräulein, das, keine zehn Schritte vor ihm, durch die Schloßstraße lief. Vielleicht würde sie sich seiner gar nicht mehr erinnern. Es war ja schon vierzehn Tage her... und sie hatte ihn damals kaum bemerkt. Jetzt bog sie in das Schmiedegäßchen ein!

Klaus war besorgt, daß sie ihm entwische, beiläufig und rannte mit dem Kopf gegen eine Laterne, daß es klirrte. „So ein Blödsinn!“ sagte er und blieb stehen. Er klemmte die Mappe zwischen die Knie und begann, beide Hände fest gegen die Stirn zu pressen. Der Schmerz trieb ihm beinahe ein bißchen Wasser in die Augen.

Aber er durfte „sie“ nicht verlieren. Wo war sie? Schon um die nächste Ecke? Er ließ die Stirn in Frieden und setzte sich in Trab. Während des Laufens spürte er, wie die Beule

brannte und wuchs. Heureka, da war die Madame! Sie schritt auf den Altmarkt zu, als wolle sie nach der Johannesstraße – und dann war sie verschwunden.

Wo war sie hin? Er lief an die Stelle, wo er sie eben noch gesehen hatte und befand sich vor den Flügeltüren der Konfektionsfirma Schlesinger & Co. Kurz entschlossen drängte er sich am Portier vorbei, geriet in die Backfisch-Abteilung, irrte an vielen kleiderbehängten Garderobestangen entlang und blickte verlegen um sich... Da war eine Treppe! Er sprang die Stufen hinauf und sah, oben in der ersten Etage, gerade noch, wie das Fräulein hinter einer Spiegeltür verschwand. Ob sie ihn bemerkt hatte und sich verstecken wollte? War hinter der Spiegeltür ein geheimer Ausgang? Wahrscheinlich nicht. Er würde warten.

„Willst du ein Abendkleid kaufen?“ fragte jemand. Es war eine nette, junge Dame mit Grübchen.

„Nein, heute nicht“, sagte Klaus, „ich warte auf die Straßenbahn, meine Dame“, gab er unmutig zur Antwort. Die Verkäuferin lachte vergnügt. Das ärgerte ihn noch mehr als ihre Neugier, und er begann seine Beule zu drücken.

„Die dummen Laternen“, meinte sie mitteilend, „tut's weh?“

„Nein, es ist kolossal angenehm“, knurrte er. Sie ging im Halbkreis um ihn herum und klopfte ihm mit der flachen Hand eins hintendrauf. Er nahm Boxerstellung ein und ballte die Fäuste. Aber da öffnete sich auch schon die Spiegeltür! Das Fräulein, das er bis hierher verfolgt hatte, trat heraus – ohne Hut und Mantel – und begab sich, als ob sie hier zu Hause wäre, mit einem Stullenpaket hinter einen entfernten Ladentisch.

Klaus ging wieder in Grundstellung und fragte bescheiden: „Ist das eine Kollegin von Ihnen, mein Fräulein?“

Das Fräulein mit den Grübchen nickte und sagte: „Ist das die Straßenbahn?“

„Würden Sie mir sagen, wie das Fräulein heißt?“

„Du siehst ja aus, als wolltest du sie verhaften lassen! Was hat denn die Friedel angestellt?“

„Das ist eine lange Geschichte, und Sie werden mir da nicht helfen können...“

„Soll ich dir mal den Geschäftsführer ranschleppen?“

Er zuckte mit den Achseln. Sie lief die Treppe hinunter. Klaus holte seine Gymnasiastennütze aus der Tasche, weil er sich von dieser Art Kopfbedeckung einigen Effekt versprach, und legte sich zurecht, was er dem Herrn sagen würde. Dann kam das Fräulein mit den Grübchen in Begleitung eines vornehm aussehenden Herrn die Treppe herauf und sagte: „Das ist er“.

„Vielen Dank, meine Dame!“ sagte Klaus, machte dann vor dem Herrn im Gehrock eine durchaus gelungene Verbeugung und stellte sich vor: „Ich heiße Karl Klaus Meidner. Klaus ist mein Rufname. Und meine Mutter hat ein Friseurgeschäft. Das heißt, sie hat kein Friseurgeschäft. Sie frisiert in unserem Wohnzimmer. Weil ich ein guter Schüler bin und das Gymnasium besuche. Wenn es meine Mutter schafft, soll ich später auf die Technische Hochschule gehen. So etwas kostet natürlich eine Menge Geld...“

„Ich bin der Geschäftsführer Huback“, sagte der Herr im Gehrock, „und es freut mich außerordentlich, daß du ein guter Schüler bist. Ich wollte früher auch sehr gern studieren. Es war aber zu teuer.“

„Ihre Mutter hätte eben auch frisieren sollen“, schlug Klaus vor.

„Das ging nicht gut. Denn sie starb schon, als ich sechs Jahre alt war.“

„Mein herzlichstes Beileid“, sagte Klaus und hielt Herrn Huback die Hand hin. Herr Huback dankte für die, wenn auch verspätete Kondolenz mit gebührendem Händedruck und fragte dann: „Und was hat nun die Tatsache, daß du später einmal auf die Universität sollst, mit unserer Verkäuferin Ziesche zu tun?“

Klaus holte tief Atem. „Die Sache ist die... Friedel Ziesche heißt sie? Die Adresse sagen Sie mir nachher, wenn ich bitten darf. Ja, die Sache ist die: Fräulein Ziesche hat sich mehrmals von uns, von meiner Mutter, meine ich, frisieren lassen. Wir haben unten am Haus ein Schild. Da steht's drauf. Na ja. Und vor vierzehn Tagen war sie das letzte Mal bei uns und sagte zu meiner Mutter, sie wolle am 16. heiraten und als Braut frisiert werden. Mit Kranz und Schleier. Und ein paar Tanten von auswärts kämen auch. Insgesamt sieben Köpfe. Die Trauung sei um drei in der Petri-Kirche. Meine Mutter nahm für den 16. keine anderen Bestellungen an; als sie aber mit ihren Ondulierscheren und Haarnetzen und Kämmen nach der Johann-Meier-Straße 4 kam, wo das Fräulein wohnen sollte, und in der zweiten Etage klingelte, da wohnte sie gar nicht dort!“



Was sind das für Menschen?

Von Hermann Kesten

Herr Huback hörte angelegentlich zu, und das Fräulein mit den Grübchen rückte immer näher.

„So eine tolle Sache, was?“ sagte Klaus und fuhr fort: „Sie hatte auch gar keine Hochzeit! Meine Mutter war an der Petri-Kirche, aber da verheiratete sich eine ganz andere Dame. Wissen Sie, wir haben uns maßlos geärgert. Die Mutter hat doch Geld eingebüßt. Und außerdem ist es abscheulich, so wie Fräulein Ziesche zu schwindeln.“

„Warum habt ihr nicht schon längst ihre Adresse ausfindig gemacht?“ fragte Herr Huback. „Ja, Kuchen!“ sagte Klaus, „sie hat uns doch gesagt, sie hieße Kaul!“

„Und in der Johann-Meier-Straße wohnte kein Fräulein Kaul?“ „Keine Spur.“ – „Vielleicht ist unser Fräulein Ziesche gar nicht euer Fräulein Kaul?“ – „Ausgeschlossen, mein Herr! Wollen wir wetten? Ich habe sie vorhin sofort wiedererkannt, und da bin ich ihr gleich nachgelaufen. Denn das geht doch unter keinen Umständen, daß man meine Mutter so beschwindelt. Das werden Sie selber zugeben, mein Herr.“

Der Geschäftsführer legte die Hände unter seine Rockschröße und ging ein paarmal auf und nieder. Dann rief er laut: „Fräulein Ziesche, wollen Sie bitte sofort hierherkommen!“

Fräulein Ziesche kam und sagte: „Sie wünschen?“

„Kennen Sie den Jungen hier?“

„Nicht daß ich wüßte.“ Sie betrachtete Klaus ohne großes Interesse.

„Heißen Sie auch manchmal Kaul?“ fragte da der Geschäftsführer und blickte sie scharf an. Sie wurde rot und schwieg. „Seit wann wohnen Sie in der Johann-Meier-Straße?“

Das Mädchen schwieg noch immer.

„Wir wußten auch nicht, daß Sie am 16. Hochzeit hatten. Ich möchte Ihnen nachträglich gratulieren.“

Die Verkäuferin begann zu weinen.

„So, jetzt ziehen Sie sich rasch wieder an“, sagte der Geschäftsführer ungerührt, „und begleiten diesen Jungen zu seiner Mutter. Und wenn Sie in die Angelegenheit keine Ordnung bringen, sind Sie am Ersten entlassen. Ist das klar? Heulen Sie nicht! Machen Sie schnell!“ Die Verkäuferin verschwand eilends hinter der Spiegeltür. Der Geschäftsführer blätterte in einem Notizbuch und sagte: „Na, junger Mann, nun noch die Adresse. Sie wohnt Jordanstraße 33, bei Wistuba. Schreib dir's gut auf! Und nun auf Wiedersehen! Sei fleißig und werde mal ein großer Erfinder.“

„Das versprech ich Ihnen, Herr Huback!“ sagte Klaus, gab dem Geschäftsführer die Hand und verbeugte sich, „es ist ja nicht nur des Geldes wegen. Und eigentlich tut mir die ganze Geschichte schon leid. Aber meine Mutter hat sich zu sehr geärgert, denn, wenn man ... Auf Wiedersehen!“

Fräulein Ziesche kam, in Hut und Mantel, hinter der Spiegeltür vor und ging an Klaus, ohne ihn zu beachten, vorbei, der Treppe zu. Dieser Weg durch die Stadt, immer drei Schritte hinter dem Mädchen her, das wie eine Gefangene marschierte, die den Polizisten verachtet, – dieser Weg war für Klaus viel schlimmer, als der Weg vor einer halben Stunde. Er wußte nicht, ob er sich freuen sollte oder traurig sein ...

„Nanu, Klaus, wen bringst du denn da?“ fragte die Mutter erstaunt, als sie die Tür öffnete, „das ist ja Fräulein Kaul!“

„Fräulein Kaul heißt Ziesche, Mama“, erklärte Klaus, „und Herr Huback hat gesagt, sie müsse sich mit dir einigen. Sonst fliegt sie am Ersten. Und sie wohnt Jordanstraße 33, bei Wistuba. Die Mutter schickte Klaus in die Küche und besprach im Wohnzimmer mit Fräulein Ziesche, nach einigen Vorwürfen, die Art der Entschädigung. Die Verkäuferin versprach, drei Monate lang je fünf Mark zu zahlen, erledigte die erste Rate sofort und kehrte zu Schlesinger & Co. zurück ...

„Warum“, fragte Klaus später, „hat sie das gemacht? Warum hat sie erzählt, sie würde heiraten, und Tanten kämen, sieben Köpfe, wo es doch gar nicht wahr war?“

Die Mutter fuhr ihm übers Haar und sagte: „Vielleicht wollte sie auch einmal spüren, wie das ist, wenn man heiraten will?“

Die Geschichte der Juden beginnt mit Gott und führt zu Pogromen und ins Exil. Abraham machte mit Gott einen Vertrag, seine Nachkommen sollen wie Sand am Meer ein „ausgewähltes Volk“ von Priestern sein. Gott hielt den Vertrag – nicht ohne Tücke.

Die Juden vermehrten sich und vollbrachten in vielen Exilländern zu vielen Zeiten große Taten des Geistes. Ihre Ideen und Bücher eroberten die halbe Welt. Sie selber wurden verfolgt, erniedrigt, verbrannt, vergast.

Die Juden gründeten Städte und Staaten, bauten Tempel und Schulen, waren „auserwählt“ – fürs Martyrium. Seit viertausend Jahren streiten die Juden für Gerechtigkeit, und eine ungerechte Welt schlägt sie auch darum. Ein Jude, der überlebt, ist ein kleines Mirakel. Pogrome sind das harmlose Gesellschaftsspiel müßiger Mörder. Später heißen sie die Kinder ihrer Opfer antipathisch, indes die Kinder der Mörder nur „feine“, gesellschaftliche Antisemiten sind.

Es gibt so viele Sekten wie Juden. Die Assyrer führten 722 v. Chr. 30000 Israeliten aus Samaria ins Exil, wo sie verschwanden. Die Babylonier führten 586 v. Chr. die Juden ins Exil, bei den Wassern Babels saßen sie und weinten und gingen nicht unter.

Die Juden waren stets eine Buchgemeinschaft, wandernde Exegeten des Wortes Gottes, tausendjährige Leser und Märtyrer „eines“ Buches. Geduldige Nomaden, richteten sie sich wie für Jahrtausende ein und brechen ihre Zelte im Handumdrehen ab. Man vertreibt sie. Sie kommen wieder. Ihre Verfolger gehn unter. Andre verfolgen sie. Man verbrennt sie. Sie steigen aus der Asche, der wahre Vogel Phönix.

Wo die Zivilisation blüht, siedeln sie, die Studenten Gottes, das Buchvolk, und der Geist blüht. In Alexandria gab es 400000 Juden von einer Million Einwohnern. Fünfzehnhundert Jahre währte die Talmudschule von Babylon. Juden blühten in Rom und im Reich der Mohren zu Granada, in Spanien und Portugal, in Amsterdam und Saloniki, Wilna und Worms, Prag und Wien, Paris, Berlin, New York ...

Der Juden Geschichte ist hauptsächlich eine Martyrologie. Seit es Juden gibt, gibt es Antisemiten. Wer Gerechtigkeit sucht, leidet am Unrecht der Welt. Wer Gott verkündet, endet am Kreuz. Wer lehrt, liebe deinen Nächsten wie dich selbst, wird vom Nächsten verbrannt. Wer den Geist zu sehr liebt, kommt durch das Schwert um.

Seit viertausend Jahren schlägt man die Juden mit viertausend Argumenten, wegen ihrer Religion oder ihrer Tochterreligionen, Christentum und Islam, wegen ihrer Rasse, die sie nicht haben, wegen ihres Reichtums oder ihrer Armut, weil sie anders sind oder sich assimilieren, wegen ihrer Fehler und ihrer Vorzüge, erst erschlägt man sie, dann wirft man ihre Grabsteine um. Man zerstört ihre Tempel und plagiiert ihre Bücher.

Juden tragen an allem die Schuld, was den Völkern mißfällt, und am Mangel von allem, was den Völkern fehlt. Diese ewigen Sündenböcke stehen immer parat zum Pogrom, die quantité négligéable, die ewig ungefährliche Minorität, der man ungestraft jede Gefahr andichten kann. Für die Juden gelten nicht die gemeinen Gesetze. Wenn es die Juden nicht gäbe, müßte man sie zur Belustigung des Pöbels und zur Ablenkung der Völker erfinden.

In tausend Gestalten

Die Juden sind anscheinend ziemlich eigen-sinnig. Wie kommt es, daß sie nach viertausendjährigen Pogromen immer noch am Leben, immer noch Juden sind? Was hat man bloß davon, ein Jude zu sein, daß man alle Schmach und die Verfolgung ewig erduldet? Manchmal gründen die Juden einen eigenen Staat, meist in Palästina, wie einst unter Josua, und 1948 Israel, vom Messianismus und Antisemitismus hingetrieben, wo sie von Erzfeinden, lauter

Semiten, umgeben sind. Vielleicht ist auch Israel eine Episode, die 1500 Jahre dauern wird, wie die Talmudschule in Babylon, aber wird es je alle Juden aufnehmen?

Warum werden nicht alle Juden Christen oder Mohammedaner, Zen-Anhänger, Taoisten, Heiden oder dezidierte Nichtchristen? Warum streichen sie sich nicht gelb an und posieren als Chinesen? Alles ist ungefährlicher, als ein Jude zu sein. Jeder andere hat mehr Rechte, mehr Freunde, ein leichteres Leben, ungestörter Besitz, ein ungestörtes Grab.

Warum assimilieren sich die Juden nicht? Keine Sorge! Sie tun es seit viertausend Jahren. Sie haben sich mit allen Völkern vermischt und stammen aus allen Völkern. Nur die blutig ignoranten Antisemiten glauben an eine jüdische Rasse und erkennen Juden so wenig wie den Teufel – beide erscheinen ja in tausend Gestalten und sprechen alle Sprachen. Das einzig untrügliche Symptom dieser Krankheit, ein Jude zu sein, ist die Verfolgung, die er anzieht, wie ein Magnet das Eisen. Aus Juden wurden Babylonier, Ägypter, Römer und Mohren, ein Papst, ein König, Chinesen und deutsche Patrioten, englische Premierminister, amerikanische Finanzminister, sogar stupide Antisemiten.

Zwischen 1933 und 1945 verloren gewisse Deutsche die Geduld und begannen systematisch die Juden auszurotten, Kinder, Greise, Weise, Wahnsinnige, Reiche und Bettler, deutsche, polnische, russische, ungarische Juden, Juden in ganz Europa, auch in Afrika. Wo Nazis hinkamen, erschlugen sie erst mal die Juden, dann die Halbjuden, auch manche Vierteljuden.

Von sechzehn Millionen Juden in aller Welt erschlugen sie immerhin sechs Millionen. Und immer noch gibt es Juden. Wo kommen sie her? Warum geben sie es nicht auf? Was eint sie? Was macht einen Juden?

Die Rasse? Neger, Chinesen, Araber, Weiße sind Juden. Die Religion? Nur eine Minorität ist orthodox. Ihre sakrale Sprache, Hebräisch? Außer in Israel spricht es keiner, bislang war es eine tote Sprache, viele lesen sie nicht. Sind es die gemeinsamen Riten und Feste, der Kalender? Alle gelten nur für eine Minorität. Eint sie die Beschneidung? Nicht alle sind beschneitten, viele andere Völker sind es. Oder die Bibliophilie? Die Sabbatheiligung? Der Messianismus? Es gibt genug Analphabeten, Gotteslästerer, Menschenfeinde, Narren und Mörder unter den Juden, und sie haben ein moralisches Recht darauf, böse zu sein wie andere auch. Immerhin sind sie eine kulturell bedeutende Minorität, etwa den antiken Hellenen vergleichlich.

Haß auf ein Gespenst

Worin unterscheidet sich ein Jude von einem Christen? Es gibt mehr Christen. Worin unterscheidet sich ein deutscher Jude von einem deutschen Christen? Darin, daß mancher deutsche Christ die Juden verfolgt. Die Juden erkennt man an ihren Antisemiten. Ein Jude ist, wer einem Antisemiten mißfällt.

Gibt es in Deutschland noch Juden? 1933 gab es 600000 (und zahlreiche Halbjuden), 1939 noch 215000 Juden, von denen die meisten umgebracht wurden, 1946 gab es schon wieder 94000 Juden, Überlebende aus ganz Europa, 1960 gab es in der Bundesrepublik noch etwa 30000, die meisten schon alt, aussterbend. Gibt es noch Antisemiten? Die meisten sind, was sie immer waren, Geisterseher. Sie hassen nicht reale Juden, sondern ein Gespenst eines Juden, den Popanz ihrer moralisch kranken Phantasie. Es ist ein übertragener Selbsthaß, totschrägerische Minderwertigkeit.

Im Dritten Reich war die Regierung antisemitisch, ein von Jahr zu Jahr wachsender Teil des Volkes antisemitisch. Ab 15. September 1935 galten die Nürnberger Gesetze und mach-

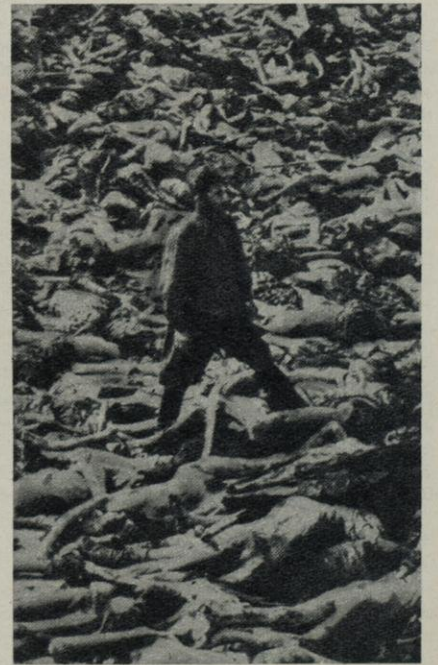
ten den Judenmord legal und die Ausrottung von sechs Millionen Juden zum Geschäft der deutschen Regierung, im Namen des deutschen Volkes.

Heute ist die Verfassung der Bundesrepublik frei von Antisemitismus. Und die Regierung? Die Beamten? Richter? Diplomaten? Universitäten? Schulen? Kirchen? Die öffentliche Meinung? Das Volk? Wenn nur jener ein Antisemit heißen soll, der alle Juden ausgerottet wünscht, so gibt es nicht mehr viele Antisemiten in der Bundesrepublik.

Wenn aber jeder ein Antisemit ist, der zwischen einem Juden und einem Nichtjuden einen größeren Unterschied macht als zwischen einem Mann, der in München oder in Mönchengladbach geboren ist, also jeder, der moralische, ästhetische, soziale, gesellschaftliche, professionelle, legale, menschliche Konsequenzen daraus zieht, ob einer Jude ist oder nicht, dann gibt es genug Antisemiten in Deutschland.

Sowjetrußland und Ägypten etwa mögen Juden von Regierungen wegen verfolgen oder benachteiligen. In den USA existiert mancherorts ein gesellschaftlicher Antisemitismus, wo ein wohlhabender Pöbel Juden in gewissen Häusern, Gegenden, Hotels ausschließt, wie gewisse antiamerikanische pöbelhafte Großbanken und Versicherungsgesellschaften keine Juden anstellen. Aber in keinem anderen Land der Welt sitzen so viele alte Nazis, die zwischen 1933 und 1945 auf Antisemitismus eingeschworen waren und sich antisemitisch betätigt haben, in so vielen einflußreichen Stellungen wie in der Bundesrepublik, und nirgends anderswo hat ein so großer Teil der Bevölkerung Ressentiments gegen Juden oder falsche Begriffe von Juden.

Aber geht es denn um die Juden? Von 1933 bis 1945 haben wir es gründlich gelernt: Ein Antisemit ist ein potentieller Menschenfeind, ein Feind des deutschen Volkes. Die Nazis haben nicht nur Millionen Juden, sondern auch Polen, Tschechen, Russen, Ungarn, Zigeuner, Franzosen und Millionen Deutsche geschlachtet. Wer unschuldige Menschen unter einem sinnlosen Vorwand tötet, wird bald andere Menschen auch ohne Vorwand töten. Haben die Deutschen den Mord an sechs Millionen Juden und den Mord an Millionen Deutschen im Krieg, im KZ, im Zuchthaus, unter den Bluturteilen jener Richter, die heute noch Richter sind, haben sie das ganze Dritte Reich gegeben und vergessen?



Der alte Buddha und das neue Burma

Text und Fotos von Inge Deutschkron

Stadtzentrum von Rangun



„Union of Burma Airways“ stand auf der dickleibigen Constellation zu lesen. Die Tatsache, daß sich ein sogenanntes Entwicklungsland eine eigene Fluggesellschaft leistet, ist heute nichts besonderes mehr; vielleicht eher, daß sie nur Piloten eigener Nationalität beschäftigt. „Seit sechs Jahren gibt es keinen einzigen ausländischen Piloten mehr in unserer Fluggesellschaft“, erklärte der burmesische Flugzeugführer stolz. Bis 1954 hatten die Burmesen noch als Ko-Piloten gelernt. Dann stellten die englischen und amerikanischen Piloten überhöhte Gehaltsforderungen. Sie hielten sich für unentbehrlich und streikten sogar, um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen. Die burmesische Regierung machte kurzen Prozeß – entweder die alten Gehälter oder Beendigung der Verträge. Die Engländer und Amerikaner hatten sich mit ihrem Streik zu weit vorgewagt. Und so wurden über Nacht aus den lernenden burmesischen Ko-Piloten verantwortliche Flugzeugführer.

Mit der Befreiung des Landes war es ähnlich gewesen. Die Engländer hatten es eigentlich niemals für möglich gehalten, daß „Eingeborene“ ihre Länder selbst regieren können. Sie kamen 1945 nach gewonnenem Krieg wieder nach Burma zurück, um ihre Macht erneut aufzurichten. Aber so einfach war dies nun wieder nicht. Die Vertreibung der Engländer durch die Japaner zu Anfang des zweiten Weltkrieges hatte gezeigt, daß sie nicht unbesiegbar waren. Die Burmesen hatten das ihre getan, um die Japaner hinauszuwerfen, nachdem sie ihr Versprechen, Burma die Unabhängigkeit zu gewähren, nicht eingehalten hatten. Aus dieser Zeit stammt der antifaschistische Volksfreiheitsbund, ein Zusammenschluß aller Organisationen in Burma, die sich vorgenommen hatten, die Japaner aus dem Lande zu jagen und die Freiheit und Selbstbestimmung Burmas zu sichern. Ihr erstes Ziel erreichten sie wohl, doch, was ihre Forderung nach Unabhängigkeit anging, so hatten sie die Rechnung ohne die Engländer gemacht. Zum Dank für die Hilfe der Burmesen bei der Bekämpfung der Japaner wollten die Engländer ... die Regierung wiederum übernehmen.

Die goldene Schwe-Da-Gon-Pagode war durch die Jahrhunderte Zeuge der vielen Umwälzungen im Lande gewesen. Man sagt, sie sei schon vor 2500 Jahren auf dem Hügel über der Stadt Rangun erbaut worden, zu einem Zeitpunkt also, als Lord Buddha seine Lehren in Südostasien zu verbreiten suchte. Das Gold der Stupa, des zuckerhutähnlichen Turmes der Pagode, der als kostbare Reliquie ein Haar des großen Buddha birgt, leuchtet, als habe es seine Strahlen direkt von der Sonne bezogen. Als ältester Tempel in Burma ist er längst zum Symbol des Landes und zum Mittelpunkt der buddhistischen Welt geworden. Aber selbst dieses heilige Territorium mit den Schreinen und Reliquien aus alter Zeit ist vom Kampfgerüst der Un-

terdrückter und Unterdrückten nicht immer verschont geblieben. Im dritten anglo-burmesischen Krieg, der das Schicksal Burmas als Kolonie besiegelte, wurde es sogar Kriegsschauplatz. Aber dann war die Pagode das letzte, was die abziehenden Kolonialherren 1948 noch von Burma aus der Ferne sehen konnten: die goldene Schwe Da Gon, Symbol der Freiheit und der Unabhängigkeit des Landes. Während im 18. und 19. Jahrhundert die burmesischen Könige nicht die Kraft zum Widerstand gegen die Engländer hatten, führte nach dem letzten Weltkrieg der fanatische Wille des burmesischen Volkes zur Freiheit. Die Einsicht der in England nach dem Kriege amtierenden Labour-Regierung, daß der Kolonialismus in unseren Tagen keine Gültigkeit mehr haben kann, beschleunigte den Prozeß der Befreiung von der Fremdherrschaft. Ein neues Zeitalter war damit angebrochen. Die Burmesen regeln ihre Geschäfte selbst. Freundlich lächelnd schob mir der Zollbeamte meine Papiere zu. Mit dem gleichen freundlichen Gesichtsausdruck bediente er die übrigen Reisenden. Sein Lächeln schien nie zu ersterben. Die leicht geschlitzten Augen über den weit auseinander stehenden Backenknochen guckten sehr gutmütig in die Welt. Seine Bewegungen waren lässig, als ob er sehr viel Zeit zur Verfügung hätte. Er war mit seiner gleichbleibenden Ruhe und Freundlichkeit keine Ausnahme in Burma. Es schien fast, als nehme hier niemand die Welt so recht ernst. Nur vor den Bildnissen des großen Buddha erscheinen die Burmesen nachdenklich, ernst und versunken. Stundenlang hocken sie davor – Menschen aus allen Schichten – meditierend, wie sie es nennen. Niemand weiß so recht zu sagen, ob sie über die Weisheiten ihres Lord Buddha oder die Verfehlungen ihres eigenen Lebens nachdenken. Die Hoffnung auf eine Wiedergeburt und die Gestalt, in der sie erfolgt, hängt schließlich von der Führung auf Erden ab. Im übrigen aber ist alles in der Hand des großen Buddha – so wenigstens glauben es 86 v.H. der Bevölkerung des Landes.

Buddha ist allgegenwärtig

Und Buddha ist im modernen Burma allgegenwärtig. Die weißen Prachtbauten, welche die Kolonialherren als Zeichen ihrer Macht in Rangun hinterließen, sind keine Beweise einer neuen Zeit, sind eher ein Stempel, den der Westen dem alten Land sichtbar aufdrücken wollte, gewissermaßen als Andenken an seine Anwesenheit. Auf dem Gebiet der Industrialisierung hatten die Kolonialherren nichts geleistet. Zwar ist Burma reich an Bodenschätzen, die Engländer hatten sie nur nicht ausgebeutet. Denn Burma ist zugleich ein sehr fruchtbares Land, und sein Reis wurde ein begehrter Exportartikel. Der Tag, an dem vor wenigen Jahren in Burma die erste Kohle gehauen wurde, war im Land zum Festtag erklärt worden. Buddha dankte

man für die Kohle, wie für alles übrige, welches das Schicksal des Landes bestimmte. Auch in der neuen Zeit hatte man Mittel und Wege gefunden, ihm den Dank abzustatten. Millionen von Glühbirnen müssen am Tag des Lichterfestes in Rangun, den ich miterlebte, gebrannt haben, an dem wie alljährlich die Wiederkehr Lord Buddhas gefeiert wurde. Die ganze Stadt war ein einziges Lichtermeer. Girlanden von farbenfrohen Lampions und bunten Glühbirnen hingen quer über die breiten Straßen der Innenstadt. Die Pagoden im Zentrum waren mit Tausenden von Lämpchen weithin sichtbar gemacht worden. Ihre leuchtenden Silhouetten schienen dem Himmel sehr nah. Fast jedes Haus in der Stadt zeigte sich im besten Schmuck, ob die hohen Mietskasernen, in denen es vor Menschen nur so wimmelt, oder die schmalen Holz- und Bambushütten, die wegen des feuchten Untergrunds auf hohen Pfählen aufgerichtet sind.

Der Andrang an den Wasserstellen in den dicht bevölkerten Wohnsiedlungen war groß gewesen am Tag vor dem Fest. Die Damen nahmen ihr „Bad“, in dem sie ihren knöchellangen Rock, den Longyi, bis zu den Achselhöhlen hochzogen, die Seife drang auch so durch das dünne Gewebe. Mit geübtem Griff vermochten sie sogar den nassen mit einem trockenen Rock zu vertauschen, ohne daß auch nur ein Zentimeter ihres Körpers sichtbar wurde. Dann schmückten sie die obligate Buddha-Statue in ihrem Heim mit frischen Blumen und gingen ihrer Familie voran in die bunt schillernde Stadt. Sie selbst hatten den besten Longyi umgelegt, über den sie eine zarte weiße Bluse trugen. In ihr schwarzes zu einem Knoten gebundenes Haar flochten sie duftenden Jasmin. Die Männer trugen ähnliche knöchellange Röcke – nur schillern sie nicht in so leuchtenden Farben.

Aus den offenen mit Neonlicht grell beleuchteten Restaurants drang plärrende Filmmusik – eine wenig melodiose Mischung westlicher und östlicher „Meister“. Viele der Restaurants tragen indische Namen. Die Mehrzahl der Kellner, der Diener, der Straßenkehrer sind Inder. Sie kommen aus dem großen Menschenreservoir des indischen Subkontinents, das nicht genügend Arbeitsplätze für sie bietet. Man schätzt sie nicht sonderlich hoch ein in Burma, denn sie erinnern an die einstigen indischen Geldverleiher, welche an den burmesischen Bauern zu verdienen suchten und gemeinsame Sache mit den Kolonialherren machten. Die Burmesen haben ein gutes Gedächtnis. Das hat übrigens auch ihr Mißtrauen bestimmt, das sie den Hilfsprojekten des Westens zunächst entgegenbrachten und zu Anfang lieber ohne sie auskamen. Auf dem großen Marktplatz, den Hunderte von Buden füllen, von qualmenden Kerosinlampen gespenstisch erleuchtet, glaubt man, zu ersticken. Die Menschen drängen sich um die Buden, in denen die Händler ihre leuchtenden Stoffe oder ihre eigenartig riechenden Früchte feilbieten. Mit gekreuzten Beinen sitzen sie zwischen ihren Waren, und, um Nudeln aufzufüllen, braucht der lebenswürdige Koch nur seinen Arm auszustrecken. Der Schweiß läuft ihm dabei in Bächen herunter. Am Straßenrand balancieren die Hungrigen eine dampfende Schüssel in ihren Händen und fischen mit Stäbchen darin herum. Man riet mir, meine Tasche fester an mich zu nehmen. „Die Chinesen, wissen Sie.“

Unbehagen vor den Chinesen

Die Burmesen sind gewiß nicht von Rassevorurteilen geplagt. Nur flößen ihnen die Chinesen ein wenig Unbehagen ein, obwohl sie nur einige hunderttausend Menschen zählen, und das macht bei 20 Millionen Burmesen nicht viel aus. Man ist in Burma nicht sicher, ob sie Freund oder Feind sind. Viele von ihnen kamen als Flüchtlinge, andere sind schon einige Jahrzehnte in Burma, und sie leben wie in so vielen anderen Städten des Fernen Ostens in ihrer China Town ganz ihren Gewohnheiten. Die Chinesen haben in Burma einen nicht unmaßgeblichen Einfluß auf den Handel des Landes gewonnen. Am liebsten würden die Burmesen alles „burmanisieren“, wie das neue Schlagwort es nennt. Aber wer sollte schließlich den Handel der Chinesen übernehmen? Die Frauen vielleicht, die bereits über 80 v.H. des Kleinhandels in ihren Händen halten?

Man findet sie überall, die burmesischen Frauen, auf dem Markt, im Geschäft, an den Banken. Sie reichen einem ihre Visitenkarte, und da ist zu lesen: „Mya Commercial Enterprise empfiehlt sich.“ Es müßte eigentlich ein Vergnügen sein, mit diesen zierlichen Geschöpfen mit den stets lächelnden Augen ein Geschäft abzuschließen. Wenn sie allerdings zur Zigarre greifen, wie das unter den Frauen in Burma üblich ist, dann sollte man nicht annehmen, daß sie damit ihre Macht symbolisieren wollten, die sie zweifellos im Lande ausüben. Nicht selten findet man, daß eine Burmesin das Taschengeld ihres Mannes festsetzt oder über ihre eigenen Geschäfte ihrem Mann ebensowenig Aufschluß gibt, wie „er“ dies in Europa vielfach zu tun pflegt. Die Frau in Burma übt die in der buddhistischen Religion und im Gesetz verankerte Gleichberechtigung ohne weiteres und wie selbstverständlich aus. Als ich einer in der Politik aktiven Burmesin meine Zweifel andeutete über den tatsächlichen Einfluß des weiblichen Geschlechts im politischen Leben des Landes, da es doch nur wenige weibliche Abgeordnete und keine weiblichen Minister gebe, verriet sie mir verschmitzt lächelnd ihr Geheimnis: wieviel wichtiger es sei, an den Fäden hinter der Bühne zu ziehen, als immer im Forum der Öffentlichkeit zu erscheinen.

Ganz schweigsam war meine kleine burmesische Begleiterin, eine Studentin der Universität Rangun, geworden, als wir durch vom Dickicht gezeichnete Landschaft fuhren. „Mount Bopa“,



flüsterte sie mir zu und zeigte auf einen abgeplatteten, nach erkaltetem Vulkan aussehenden Bergkegel. Ihr Blick und ihr Flüstern war ehrfürchtig gewesen. Ich lernte erst später, daß ihr Benehmen Ausdruck zwiespältigen Gefühls war. Er galt einerseits den Geistern, den „nats“, die auf dem Mount Bopa ihren Sitz haben sollen und deren Frieden nicht gestört werden darf. Die Bedingung, ein solcher Geist zu werden, war, auf unnatürliche Weise ums Leben gekommen zu sein. Früher galt es als üblich, daß ein durch schwere Erkrankung Verstorbener die Heiligsprechung erlangte. So ist der nach seinem Tode zum Schutzpatron der Hauptstadt Rangun auserkorene „nat“ an den Folgen der Ruhr zugrunde gegangen, wie die Kunde geht. Sein ehernes Bildnis ist uns in der für diese Krankheit typischen Haltung überliefert.

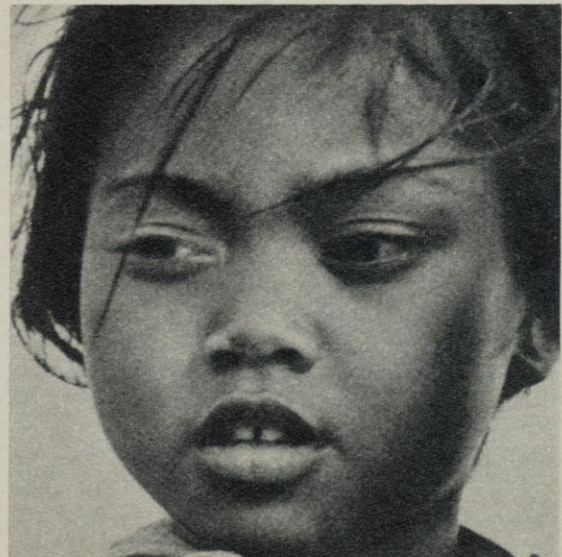
Heute dürfte Burma nun einen Überschuß an „Geistern“ zu verzeichnen haben. Seit der Befreiung des Landes im Jahre 1948 hatte es nämlich keinen wirklichen Frieden in Burma gegeben. Die Befreiungsfront oder der Antifaschistische Volksfreiheitsbund, der aus einer Reihe von politischen Parteien, Gewerkschaften, Frauen- und Studentenorganisationen besteht, hatte die Kräfte abgestoßen, die Gewalt vor Recht ergehen lassen wollten. Was diese beanspruchten – Kommunisten oder Nationalisten –, war schlechthin die Macht. Sie brandschatzten

und mordeten und machten dabei auch nicht vor den Nationalhelden des Landes halt. Das ganze erste Nachkriegskabinettt fiel unter der Hand der von ihnen gedungenen Mörder – aber das Land oder die Herzen der Burmesen wurden nicht ihre Opfer. Mit Waffenhilfe von außen, mit brüderlichem Austausch von Lebensmitteln und Munition erhielten sich die eigentlich so gegenteiligen Zielen verschriebenen sieben Rebellengruppen fast bis zum heutigen Tag. Ständig dezimiert, blieben sie doch ihrer Aufgabe treu, die zum Schluß nur noch Zerstörung zu heißen schien. Ihr Schutz war das undurchdringliche Dickicht der Bergschluchten; zu den Höhen, wo die Geister wohnen, sollen auch sie nicht vorgedrungen sein.

Die Militärregierung der letzten zwei Jahre hat kein Pardon mit den Unruhestiftern gekannt, während sich die erste Nachkriegsregierung, die immerhin fast zehn Jahre lang das Land geführt hatte, an den zu treffenden Maßnahmen gegen die Rebellen aufrieb. U Nu, der erste Regierungschef des Landes, ein freundlicher und sehr frommer Mann, hatte die Rebellen „überzeugen“ wollen nach dem buddhistischen Grundsatz, daß das Herz eines jeden Menschen im Grund gut ist. Die Kontroverse darüber zerbrach die alte Waffenbrüderschaft des Unabhängigkeitskampfes, und aus dem Volksfreiheitsbund sind zwei politische Parteien geworden, die sich hart befehlen. Die Wahlen, die der Militärregierung auf eigenen Wunsch ein Ende setzten, brachten U Nu wieder an die Macht. Keine zweite Persönlichkeit repräsentiert das heutige Burma, die Mischung von Religion und Wirklichkeit, besser als gerade er. Von Zeit zu Zeit legt er die Mönchskutte an, zieht sich ins Kloster zurück, um in der Meditation neue und bessere Gedanken für die Führung seines Landes zu suchen. Mit den Pongyis, den buddhistischen Mönchen, verbindet den ehemaligen Revolutionär Nu der gemeinsame Kampf um Burmas Freiheit. Auch sie hatten daran Anteil genommen, genauso wie bei den letzten Wahlen, als die Pongyis seine besten Wahlhelfer waren. Für jeden Buddhisten ist es eine große Ehre, wenn ein Pongyi sein Haus betritt.

Die Weltfriedenspagode, auf Geheiß von U Nu vor ein paar Jahren erbaut, ist wie ein Symbol des neuen Burma, das modernes Leben mit der uralten Religion zu verbinden sucht: Einem modernen Rundbau, der eher unseren Begriffen eines Funkhauses entspricht als einem Tempel, ist eine goldene Stupa aufgesetzt, unter der auch hier eine Reliquie des großen Buddha verborgen ist. Im Innern der Pagode steht eine, moderner Kunst nachempfundene und von Neonlicht angestrahlte Buddha-Statue, welche die Frieden suchenden Buddhisten ebenso anziehen vermag wie die alte Schwe Da Gon, die 2500 Jahre über das Leben der Burmesen wacht.

Burmesische Tänzerin



Die neuen Götter kommen auf Asphaltstraßen

Griechenland ist kein archäologischer Friedhof

Ein Reisebericht von Wolfgang Boller

Das ist Griechenland, wie die meisten Touristen es sehen: ein großartiges Museum, in welchem Zeugen einer versunkenen Kultur auf deren einstigem Schauplatz ausgestellt sind. Nach dem bewährten Rezept des Baedek-

kers besucht man in Athen die Akropolis, läßt sich dort vor dem Erechtheion-Tempel fotografieren (rechts), reist vielleicht noch nach Delphi und Eleusis – und wähnt, Griechenland gesehen zu haben. Fotos: Comet



Castella, nicht weit von Athen: ein Fischerhafen wie ein umgefallenes Hufeisen, ein Berg, Häuser wie ein Haufen Zuckerstücke. Die Mole ist ein Parkett für Sonnenuntergänge. Natürlich bewirtschaftet. Tische mit Wasserkaraffen, wacklige Stühle und ein Kabel mit nackten Glühbirnen.

Die Sonne schließt ihren Glutfächer. Messing zerfließt auf dem vitriolblauen Wasser. Die Fischer sitzen noch auf ihren Netzen, straffen die beschädigten Maschen zwischen Ellbogen und Zehen.

Der dunkelrote Feuerball rutscht ins Meer. Das gegenüberliegende Ufer von Glyphada ist mit Glut übergossen. Die Wellen sprühen Funken. In einem solchen Augenblick müssen in Griechenland irgendwann einmal die Uhren stehengeblieben sein.

Das Schauspiel verharrt Sekunden in dieser heroischen Pose. Dann ist alles vorbei. Die Farben gewinnen für eine Spanne Zeit ihre Selbständigkeit zurück, um sie dann an die Nacht abzugeben. Nur der Himmel tobt noch weiter.

Die Fischer haben keinen Blick übrig für diese pathetische Kulissenschieberei. Sonnenuntergang, Feierabend. Sie hängen ihre Netze auf und stehen in Gruppen schwätzend umher. Das Meer wird violett, herbstzeitlosenlila, grün wie ein giftiges Getränk. Da steigt der kupferne Mond aus dem Wasser.

Wein jetzt, viel Wein! Und Musik!

Blut der Trauben, Tränen der Fichten

„Spezialität“, sagt der Kellner im angeschmuddelten Weiß und bringt Stinte von Phaleron, kleine scharf gewürzte Fische mit Tomatensalat und Pfeffergurken, und stellt goldgelben Wein auf den Tisch: Retsina. Der Abend ist voller Geräusche und Bewegungen, aber alles wie gefiltert: das Knarren der Segelmaste, das Glucksen des Meers, die Gespräche am Nebentisch. Die Lichterschnüre flammt auf und zerschneidet die Dunkelheit in gelbe Streifen.

Der Wein schmeckt herb, streng, unversöhnlich. Retsina ist mehr als ein Getränk aus Trauben, Meerwind, heißer Erde und

Sonne – die Süße wäre zu groß! –, Retsina ist gekelterte attische Wirklichkeit: Das ist der Duft der Kiefernwälder, der brandige Geruch der Thymianheiden, die Bitterkeit der Oliven, der Rauch der Hirtenfeuer, der Geschmack nach Kalktuff, rotem Lehm und Pomeranzen . . .

Der Wein ist mit Harz behandelt. Du sollst ihn nicht verschütten, Fremder. Fünfzig Liter, so sagt man, müsse einer davon trinken, ein halbes hundert, ehe er ihn genießen könne. Nur Mut!

Schon die Alten haben den Wein geharzt. Man hat damit vor undenklichen Zeiten aus Gründen der Haltbarkeit begonnen, und dann haben sich die Leute daran gewöhnt.

Der griechische Wein hat heute nicht mehr die Bedeutung wie im Altertum, als er, ebenso wie das griechische Öl, von Indien bis zu den Säulen des Herkules verbreitet war. Der Anbau ist uneinheitlich (500 verschiedene Traubensorten, davon allein 100 in Attika), die Qualitäten sind zu schwankend, und der mitteleuropäische Gaumen wird sich wohl nie an den herben Geschmack gewöhnen.

„So ist es Griechenbrauch, siehst du, beim Trinken: mäßige Becher nur, dazu Gespräch.“ So sprachen die Alten, und so ist es auch heute noch. Es gibt keine betrunkenen Griechen. Sie trinken temperamentvoll, jedoch nie mehr als sie vertragen können und nie ohne Gabelbissen: etwas Käse, Radieschen, Gurken, Früchte, einige Blätter eingelegtes Weißkraut, ein paar Oliven oder in Würfel geschnittenes Weißbrot. So ist es Griechenbrauch.

Masken des Dionysos

„Ich lag die ganze Nacht und hatte Gold in meinen Armen . . .“ Es singen die Gitarren der Plaka. Alt-Athen. Die hühnerbrüstigen Häuser im Schatten der Akropolis sind älter als das Königreich Griechenland. Der Mond hängt schief über den krummen Gassen. Gitarren und Geigen. Stimmengewirr, Lachen. Manchmal ein Klirren – so als sei ein Weinglas aus lauter Freude von selbst zersprungen.

Tavernen mit drollig-naiver Bemalung: Masken des Dionysos, Reben und Weintrauben, der Apostel Paulus bei seiner Rede an die Athener, Symbole des Herbstes und der Ernte, Diogenes mit der Laterne, Hirten, Helden, Zecher . . . Über den Türen baumeln handgeschmiedete Ampeln. Die Gassen sind voller Vogelbauer; die kleinen Sänger heißen Enrico Caruso, Fedor Schaljapin, Mario Lanza, Zarah Leander oder Caterina Valente. Die Plaka ist der Montmartre von Athen. Mit dem Unterschied, daß hier mehr Einheimische sind als Fremde.

Gitarren und Geigen. „Ich beneide keinen, der die Heimat verläßt, und ich beneide keinen, der reich ist und mächtig . . .“

Retsina und Dolmades: Reis und kleingehacktes Fleisch in zarte Rebenblätter gewickelt.

Das „Bacchos“ ist mit Absonderlichkeiten vollgeproppft wie ein Kuriositäten-Museum. An Decke und Wänden sind Pferdeschweife, mürbe Pluderhosen, Haifischzähne, Enterhaken, zerfledderte Regenschirme, deutsche Tabakspfeifen, Kanonenkugeln, getrocknete Seesterne, Tamburine, Talmi, Tinnef.

Der Wein leuchtet wie Ginster in der Sonne. Gitarren und Geigen. „ . . . aber ich beneide jeden, der eine große Familie hat und viele Verwandte, auf die er sich verlassen kann, wenn er in Not gerät.“

In Griechenland ist die Familie Ausgangspunkt und Zentrum jeglicher Gemeinschaft. Die Familie ist mächtiger als der Staat. Alles Unpersönliche und Bürokratische bedeutet den Griechen ohnehin nicht viel. (Margaret Mead: „Die Stimme der Regierung ist nicht die Stimme Griechenlands.“) Die Autorität der Eltern triumphiert über die Staatsräson. Die Familie ist in Griechenland das, was in der Schweiz die Heimatgemeinden sind und in Deutschland die Invalidenmarken.

Es singen die Gitarren der Plaka. „In Sklaverei ist nichts mehr schön, nicht einmal mehr die Blumen im Frühling . . .“ Die Welt der Griechen lebt in ihren Liedern. Die Gesänge sind wie geharzte Wein. Sie erzählen von Abschied und Tod, sie erzählen von der Liebe zu einer Zypresse und von dem großen Freiheitshelden Kolokotronis, der in den Bergen mit einer Handvoll Männer ein ganzes Türkenheer vernichtete, sie erzählen von

der Todesverachtung der Frauen und Mädchen von Suli, und sie erzählen von einem jungen Mädchen und einem Palikaren: Und als er seufzte, brannten 3000 Bäume . . .

Anmutig wie Weiden, den Blick niedergeschlagen . . .

Die Säulen des Parthenon schimmern im Mondlicht wie frisch gefallener Schnee. Der Lärm der Stadt ist unterirdisch geworden oder wie auf einer Töpferscheibe an die Peripherie zentriert – in die Bouzoukia. Expressive Lustbarkeit der Athener Nächte, das Bouzouki. Das flache Gebäude mit der klaffenden Glasfront ist ein Astloch zum Orient.

Trommeln, schrille Pfeifen, Ritornellgesang, Bauchtanz. Schleierverhangene Glutaugen, wogendes Fleisch. Die Messingscheiben der Krotala rasseln wie Löffel in einem Glas. Die Musik ist grell und aggressiv, so als sollten Schleier zerrissen werden. Dann ist sie wieder rau, fremd, haltsuchend, ohne Hoffnung. Eine Musik – faszinierend und unerträglich.

An einem Tisch werden Weingläser zerschmissen, Teller, Tassen. Aus Lebensfreude. Luftballons zerknallen. Und dann setzt die Musik wieder ein: Lauten, Klarinetten, Flöten, eine Kretische Lyra, verschiedene Schlaginstrumente. Das ist wie Dudelsack und Schlangenbeschwörung.

Die Kellner tragen Sekt, Ouzo (ein Anissschnaps), Wein, geschälte Birnen, Ziegenkäse, Sardellen und alle Arten von Gabelbissen herum. Ein junger Mann tanzt. Allein. Mit hängenden Armen. Der Kopf baumelt wie bei einer Marionette. Gleitende, stampfende Schritte, sehr gemessen, voller Würde und Verlorenheit, voller Trauer und Trost – zeremoniell und maßlos. So tanzt er.

Da geht ein zweiter zur Tanzfläche, ein dritter, und auf einmal ist es ein offener Kreis. Sie halten sich nicht an den Händen, sondern haben die Zipfel von Taschentüchern angefaßt. Es ist ein Tanz nur für Männer.

Der erste führt. Die andern markieren die Schritte. Der erste löst sich von der Gruppe, Sprünge, Wirbel, ausholende Drehungen. Dann schließt er sich am Ende der Kette an. Der nächste führt jetzt, variiert die Grundschritte, wird schöpferisch. Die anderen folgen mit ungenauen Schritten, so als würden sie durch ein Labyrinth geführt.

Am Anfang steht die Sage. Als der Held Theseus zur Zeit des Kreterkönigs Minos den menschenfressenden Minotaurus in einem Labyrinth erschlagen hatte, erfand er einen Tanz, dessen Choreographie die Windungen des Labyrinths nachahmte, den Kalamatianos. Alte Vasen und Reliefs zeigen Posen, Schritte und Bewegungen, die auch heute noch für diesen Nationaltanz charakteristisch sind.

Frauen schließen sich dem Reigen selten an. Tun sie es aber, so variieren sie nicht, sondern bewegen sich, wie eine volkstümliche Ballade sagt, „anmutig wie Weiden, den Blick niedergeschlagen – sehr sittsam“. In jeder Griechin ist etwas von der Haltung der Frauen und Mädchen von Suli, die, um der türkischen Gefangenschaft und Verschleppung zu entgehen, auf einer schwindelnden Felsplatte den alten Reigen tanzten. In den Tod.

In den Bars und Nachtlokalen der Innenstadt tanzt man den Kalamatianos nicht, lächelt wohl auch über das ernste, altmodische Schreiten mit dem Taschentuch. In den Bars tanzt man „europäisch“. Griechenland zählt sich noch zum Orient. Aber die westliche Zivilisation hat der improvisierten Gesellschaft in den hochgeschossenen Städten ihre Gastgeschenke bereits in den Schoß gelegt: Frauenwahlrecht und Landflucht, Elektrifizierung und Atomreaktor, Telefon und Strip-tease, Schulspeisung und Mickey Spillane, Hygiene und Teddy-boys, Nylons und Verkehrstod. Griechenland zählt noch zum Orient. Noch.

Auf dem Heimweg.

Ragende Säulen, ein zerbrochenes Gehäuse – erhaben, erschütternd einsam: der Tempel des Olympischen Zeus. Ein steinerner Zeigefinger auf die Ohnmacht nachfolgender Jahrhunderte. Weißes Pulver ist in die Kanneluren geweht. Mondlicht und Patina.

Hähne krähen. Das hatten die Alten so gern.

Ein äolischer Dichter

Er wohnt in einer unbefestigten Seitenstraße am Fuß des Lykabettos-Hügels. Mietshaus, dritter Stock. Ein schmales Türschildchen: Stratis Myrivilis. Er ist der bedeutendste griechische Dichter seit dem Tod des großen Kreters Niko Kazantzakis und einer der führenden Köpfe im kulturellen Leben des Landes – nebenbei Präsident der Vereinigung griechischer Autoren sowie Mitglied der Akademie.

Zerfurchte Stirn, dunkle nachdenkliche Augen hinter der randlosen Brille. Die schräg geschnittenen Brauen und die Kerben zwischen den Nasenflügeln und den Mundwinkeln sind wie Runen lebenserfahrener Skepsis. Er sitzt in einem mächtigen Lehnstuhl, etwas vornübergebeugt, sehr aufmerksam, sehr bescheiden. Der alte Herr hat mehr Charme als ein ganzer Jahrgang deutscher Filmsternchen.

„Meine Romane handeln alle irgendwie vom Krieg.“ Myrivilis ist ein Sohn der äolischen Insel Lesbos, die bis zu den Balkankriegen unter türkischer Herrschaft stand. Im alten Gymnasium von Mytilene aber wurde in puristischer Strenge die antike Sprache gelehrt. So war der Lebensweg des Dichters schon von Jugend an vorgezeichnet: Kampf für die Freiheit. Einmal gegen die Unterdrückung seiner Heimat, zum anderen gegen die Diktatur der „Reinheitssprache“. Myrivilis war zwölf Jahre lang Soldat. Während der Balkankriege, im ersten Weltkrieg, im griechisch-türkischen Krieg. Den zweiten Weltkrieg erlebte er als Kriegsberichterstatter. Den anderen Kampf seines Le-



Auch auf dem Lande, vor allem in den vom Bürgerkrieg her verwüsteten Dörfern im Norden, lebt man äußerst primitiv.

bens focht er mit der Feder aus – für die literarische Souveränität der Volkssprache.

„Unsere Probleme?“ Der alte Herr sieht einen Augenblick sehr bekümmert aus. „Die vielen Kriege vor allem, dann Handelsdefizit, Bevölkerungsüberschuß . . . Wir brauchen Frieden. Vornehmster Wunsch aller Griechen – in Ruhe gelassen zu werden. Wir wollen frei sein und am wirtschaftlichen Aufstieg der westlichen Länder teilhaben. Wir haben lange genug warten und beiseite stehen müssen. Wissen Sie, Griechenland wäre ein rein sozialistisches Land, wenn nicht so viel Mißtrauen gegenüber den kommunistischen Nachbarn bestünde.“ Deutsche Touristen haben sich oft und in den meisten Fällen beschämt die Frage vorgelegt: Wie kommt es, daß die Griechen so besonders deutschfreundlich sind? Myrivilis antwortet darauf: „Die Wurzeln der griechischen Deutschfreundlichkeit reichen tiefer, als daß sie durch die Ressentiments des letzten Krieges hätten ausgerissen werden können. Das ist wie das Wurzelwerk unserer Ölbäume. Es ist weitverzweigt und treibt immer wieder neue Schößlinge. Sogar wenn der Baum einmal erfriert. So ist das seit Jahrtausenden.“

Sehen Sie, die griechische Wirtschaft und Wissenschaft war vor dem zweiten Weltkrieg fast ausschließlich nach Deutschland orientiert. Technik, Naturwissenschaft und Philosophie! Viele unserer bedeutendsten Persönlichkeiten haben in

Deutschland studiert, die Professoren der Universitäten in Athen und Saloniki sprechen fast alle deutsch.

Der Krieg ist heute vergessen. Griechen vergessen schnell. Sie leben immer ganz im Augenblick. Warum mit der Vergangenheit herumschlagen, die Gegenwart ist schwer genug! Man schätzt und bewundert das technische und organisatorische Talent der Deutschen, dann unterhält Griechenland ja auch sehr vorteilhafte Handelsbeziehungen mit Deutschland, und schließlich – bedenken Sie doch! – wir haben ja sogar eine Königin aus dem Blut der Hohenzollern. Sind das nicht Gründe genug?“

Touristen ad portas

Auf der Veranda des Luxus-Bungalows: Sie sitzen im Luftstrom des Ventilators und schauen voller Behagen aufs Meer hinaus – eine junge Dame (sehr blond) und ein älterer Herr (sehr reich). Sie trinken eine Flasche „King Minos“. Die junge Dame (immer interessiert): „Wer war das doch gleich?“ Der Preis des Weins entspricht dem halben Wochenlohn eines griechischen Arbeiters. Der ältere Herr (immer Kreuzworträtsel): „Dramenfigur bei Shakespeare.“ In den umliegenden Luxus-Bungalows wird je

Das Brot wird für das ganze Dorf in dem einzigen vorhandenen Backofen hergestellt. Und hungrig knabbert diese Kleine an einer Rinde, während ihre Mutter das Brot bäckt, welches wieder für lange Zeit reichen muß.

weils ein anderes Idiom gesprochen. Irgendwo sogar Griechisch. (Onassis oder das Personal untereinander.)

„Astir Beach“ von Glyphada – Ferienkolonie der Reichen!

In einem Park aus Zierkiefern, Asphodill, Oleander, Rosmarin verstecken sich etwa 100 Pavillons. Tout confort! Ein Tischleindeckdich mit europäischer Individualität und amerikanischen Preisen. Hier wird jeder Wunsch augenblicklich erfüllt. Telefonanruf genügt. Man ist wie von unsichtbaren Geistern umgeben. Niemand zu sehen. Aber es funktioniert. Selenzelle, um Wünsche von den Augen abzulesen. Bums, da steht schon der Lakai (international geschult) vor dem Bett. Das sind die Heintzelmännchen von Glyphada.

Natürlich Musik, Cocktails, Tango auf nächtlich erleuchteter Tanzfläche im Freien, natürlich Tennis, Reiten, Segeln, Wasserski, Motorbootrennen... Man sollte meinen, auf besonderen Wunsch würden zu jeder beliebigen Zeit auch Sonnenuntergänge geliefert. Nach Maß. Die „Astir Beach“ ist eine perfektionierte Oase des Tourismus, ein künstliches Paradies aus lauter Annehmlichkeiten und reinen Freuden. Mit einem Wort: eine Scheinwelt. Wanderer, der du hier eintrittst, bedenke: du verläßt Griechenland.

Im Verlustspiel der griechischen Wirtschaft steckt noch ein As: der Tourismus. Diese Karte wird augenblicklich temperamentvoll ausgespielt. Es begann 1950 mit 33 000 Fremden und einer Deviseneinnahme von vier Millionen Dollar. Die Regierung wurde scharfäugig und ließ die Statistik, deren Tendenz zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, nicht mehr aus den Augen. Drei Jahre später waren es schon knapp 100 000 Touristen, die 22 Millionen Dollar im Land ließen.

Die ersten Touristen-Pavillons entstanden in der historischen Bannmeile von Delphi, Mykenä, Alt-Korinth, Olympia, Epidaurus... Eine gastronomische Inventur ergab: 1400 Hotels mit 22 000 Zimmern und etwa doppelt soviel Betten. Dabei konnte es nicht bleiben, zumal die touristische Statistik in Griechenland sich einer dynamischeren Progression erfreute als die der internationalen Touristik. Nämlich eine jährliche Steigerung um sieben bis zehn Prozent.

Die Entwicklung ließ größere Investitionen ratsam erscheinen. Die Regierung entwarf also ein Fünf-Jahres-Programm und ölte dessen Gelenke mit einer Milliarde Drachmen oder 140 Millionen Mark. 1958 zählte man 250 000 Gäste, die insgesamt 40 Millionen Dollar in der Tasche hatten. Das ist soviel wie die Einnahmen aus dem gesamten Tabakexport des Jahres 1951.

Die Karte zieht.

Und nun wird Griechenland in eine Fabrik der Ferienwonnen verwandelt. Vergangenheit von der Stange. „Erschließen“ nennt man das. An mehr als 30 Orten sollen Hotels, Raststätten, Touristen-Pavillons, Campingplätze, Klubs entstehen. Luxus-hotels auf dem Parnes und dem Olymp; ein selbständiges Touristen-Zentrum auf Rhodos; die Gegend von Rodini wird in einen Vergnügungsplatz mit Spielkasino umgewandelt. Auch die weltferne Mönchsrepublik auf dem Berg Athos wird sich dem touristischen Zugriff nicht entziehen können.

Als erste Etappe denkt man sich: genügend Unterkünfte für 600 000 Touristen im Jahr. In fünf Jahren will man bei 80 Millionen Dollar Einnahmen angelangt sein, und in sechs Jahren: eine Million Touristen!

Touristen ad portas.

Mit Jupiter-Lampen gegen die Akropolis

Kap Sunion ist wie ein Sprungturm über der Inselgruppe der Kykladen. Auch so eine Prozeniumsloge für Sonnenuntergänge. Eine englische Familie klettert in den Trümmern des Tempels herum und forscht mit den Stimmbändern nach dem Namen Byrons, der hier irgendwo eingraviert sein soll. Das Meer und der Himmel feiern blau-weiße Feste des Lichts. Der Hügel ist mit Anemonen übersät.

Eine Reisegesellschaft naht mit Führung und Scheuklappen der Kunstgeschichte. (Tempel des Poseidon, weißer Marmor. 432 vor Christus von Perikles gebaut, wenn auch nicht von ihm selbst. Dorische Säulenordnung.) Es riecht nach Salbei und Pfefferminz. Hier standen die Hütten der Wildtaubenjäger.

Die englische Familie ist zum Fotografieren übergegangen. Jeder kommt mal dran. Weiße Säulen als Hintergrundeffekt. Das ist das unvorstellbarste, unbeschreiblichste Weiß auf der ganzen Welt. Die Reisegesellschaft wickelt in beklemmender Ehrfurcht Butterbrote aus.

Licht, Säulen und Kunstgeschichte – das genügt natürlich nicht. Da muß noch etwas dazukommen. Sonst ist Griechenland nicht attraktiv genug. Es wird in den nächsten Jahren immer mehr dazukommen. Etwa in der Art: Volkstänze im Ferienlager an der „Grünen Küste“, Festival von Athen mit Symphonie-Orchestern vom internationalen Prominentenmarkt, Weinfest im Weindorf von Daphni, Spezial-Pavillon mit Reliefdarstellungen der Schlachten von Marathon und den Thermopylen, ein Strand für Freikörperkultur in Loutraki.



Die jüngste Überraschung: „Son et lumière“ auf der Akropolis. Da wird die nächtliche Einsamkeit der Tempel mit 1500 Scheinwerfern traktiert, und im Lautsprecher ertönt dreisprachig die Geschichte des Burgbergs. (In drei Akten: Zeus, Jupiter, Jupiter-Lampen). Dasselbe ist auch für Delphi geplant. Die alte Orakelstätte war eben nicht mehr attraktiv genug – seit die Schwefeldämpfe weggeblieben sind. Vielleicht wird es gelingen, eine namhafte Darstellerin des amerikanischen Films für die Rolle der Pythia zu gewinnen.

Dies jedenfalls ist gewiß: Wenn die alten Götter in den geborstenen Tempeln einen Schatten ihrer Herrlichkeit zurückließen, so wird ihn die Invasion der Kilowatt-Lampen jetzt mit Sicherheit daraus vertreiben.

Zwischen Megara und Korinth. „Der Weg ist so schmal, daß man bei einem Fehltritt des Pferdes ins Meer stürzen würde. Der Pfad wird manchmal von Steinen gestützt, die durch unbebaute Äste verbunden sind.“ So schrieb Flaubert. Heute führt eine Asphaltstraße unter den Skironischen Klippen entlang, und es riecht nach Teer und Benzin. Doch damit nicht genug. Zwischen Athen und Korinth soll die erste moderne Autobahn entstehen – 30 Meter breit, schnurgerade, keine Kreuzung. Das Straßennetz hat sich in den letzten 20 Jahren von 15 000 auf 30 000 Kilometer verdichtet. Davon sind allerdings 10 000 Ki-

lometer bessere Feldwege. Aber sie gehören schon fast einer vergangenen Zeit an. Die Zivilisation schreitet auf Asphaltstraßen einher. Nicht mehr lange, dann wird der schnelle Autotourist die Strecke Saloniki - Athen in sieben Stunden schaffen. Soll man nun frohlocken oder Klagelieder anstimmen?

„Überhaupt ist es gar nicht auszudenken, was Griechenland einmal an Reiz und Schönheit verlieren wird, wenn sich auch hier unsere modischen phantasielosen Trachten eingebürgert haben werden“, sagt ein Zeitgenosse Flauberts. Seine Prophezeiung ist eingetroffen, und es bleibt die Überlegung, was Griechenland an Reiz verlieren wird, wenn auch die letzten Eselskarren von den modernen Autobahnen verbannt sein werden, und wenn im ganzen Land die Uhren ticken.

Die griechische Regierung billigte das Projekt eines amerikanischen Geschäftsmannes, der an der Küste von Alt-Phaleron für 50 Millionen Dollar einen Touristenhafen mit einem großen Ausstellungsgebäude für amerikanische Waren, daneben Hotels, Tea-rooms, Snack-bars und Night-Clubs schaffen will. Lord Elgin hat die griechischen Tempel geplündert und bei der Gelegenheit einige der herrlichsten Bauwerke fast von Grund auf zerstört. Als Ersatz für die geraubten Parthenon-Werke hat er den Athenern eine Turmuhr geschenkt. Und nun sind die Lords Elgin wieder da, um den Griechen das Letzte zu nehmen, was sie noch haben.

Das Felsmassiv wächst aus der Ebene wie die Silhouette eines Wisents. Felsen aus verkitteten Geröllen, verklebt, zusammengebacken, grob. Schluchten, als seien sie mit der Axt herausgehauen worden. Die Farben: schwärzliches Grau, Moosgrün, Phosphor, Rost, Kohle . . . Ein Manual der Verwitterung! Plötzlich sieht man die Gebäude. Sie krallen sich an die Felswände, klemmen sich in die Risse, hängen auf hochgerissenen Monolithen wie verrutschte Helme. Die Metéora-Klöster in Thessalien. Der Name sagt: zwischen Himmel und Erde schwebend.

Vor 20 Jahren begann man, Gänge in den Komplex zu treiben, gewundene Stufen, Schneckengehäuse. Früher gab es hier nur Strickleitern und Netze. Die Zeiten waren unsicher im 13. Jahrhundert.

Kloster Vatlaam.

Thessalien liegt da wie eine Landkarte, eine flache goldene Schale. Violette Schatten in den Abgründen. Ginster, Lavendel. Draußen das Land ertrinkt im Licht.

„Chärete.“

Der Mönch schaut den Fremden lange an, so als wollte er feststellen, was für ein Mensch da gekommen ist. Dann erkundigt er sich leichthin nach der Uhrzeit. Ein origineller Akt der Gastfreundschaft: Was kann der Fremde sonst schon mitgebracht haben – von dort unten! (Eine Belehrung?)

Der Mönch geht mit lebhaften Schritten voran. Regenrinnen-schmale Passagen zwischen Refektorium, Bibliothek und Küche. Hier die Rampe mit der ächzenden Winde, um Körbe hochzuleiern, dort das mächtige Wasserfaß für Zeiten großer Feindschaft und großer Dürre. Endlich der Verteiler für das elektrische Licht.

Die Kapelle ähnelt einer Schildkröte. Gebückt tritt man durch die schmale, gewölbte Pforte – wie in eine Höhle.

Kerzenlicht huscht über die rotbraunen Mauern. Aus dem Dunkeln das glimmende Gold der Ikone. Ein verblichenes Fresko zeigt den Herrn der Welt. Gegenüber ein stumpfes Seitenschiff. Hier in der Nische hat der heilige Ephraim geschlafen. Auf bloßem Stein. Weihrauchdunkle Gemälde berichten die Legende seines Lebens. Heilige, Märtyrer. Starre Augen, asketische Hände; und ganz in mattem Silber: Panajia, die Allheilige.

Der Mönch hebt die Kerze über den Kopf und ist von goldbraunem Licht überströmt. Das junge Gesicht, der ungeordnete Bart. Augäpfel wie altes Porzellan. „Das Gemälde dort über der Tür: Alexander. Alexander von Makedonien, der große König.“ Und da der Fremde Bewunderung zollt, Anerkennung, Ehrfurcht vor so viel Vergangenheit und Größe, glättete der Mönch dies alles mit einer Handbewegung – so als würde er dem Wind Einhalt gebieten. „Alexander, Cäsar, Attila, Napoleon, Stalin . . .“ Und wieder die Handbewegung: Was ist denn schon . . . (Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.)

Der Mönch hat den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, seine braunen Augen lachen – Frage und Antwort: Was willst du, Fremder? Römer und Türken? Europäer? Halbmond? Elektrisches Licht? Dhen birazi. Was soll schon sein! Hattest du etwa gedacht, Fremder, Griechenland ist ein archäologischer Friedhof?

Und er tritt hinaus ins Grelle und beugt sich nieder zu einem Beet, um dem Gast ein Abschiedsgeschenk zu pflücken, ein Sträußchen Basilikum.

Boötien war das Land der Orakel. An der Straße nach Attika schießen die Quellen Lethe und Mnemosyne aus einem Felsen hervor. Lethe, um alles zu vergessen – 3000 Jahre; Mnemosyne, um sich an alles wieder zu erinnern – das Licht und die Armut. Man kann Griechenland nicht bereisen, denn dort ist alles so unbedingt. Entweder der höchste Einsatz oder keiner. Zwei Möglichkeiten also: Man sieht sich Land und Säulen an wie einen farbig gut geratenen Film, oder man lebt dort. Und sei es nur für drei Wochen.

Beides kann sehr teuer werden, und Glyphada ist letzten Endes das billigere. Jeder Mensch betritt Griechenland als Elgin oder als Byron. Der britische Botschafter hat Säulen und Reliefs aus den Tempeln gerissen, Das Herz des Dichters ist in einem Hügel von Messolongion beigesetzt.

Thymian, Salbei, Minze. Nachts krächzende Eselsschreie in den kahlen Bergen. Hundegebell.

(„Waren Sie schon in Delphi? Dort ist auch der ‚Wagenlenker‘.“)

Die Straßen sind schwarz vor Menschen. In den Kafeneions klappern die Würfel des Brettspiels. Der Fingerhut voll starken, süßen Kaffees. Ouzo. Das Glas Wasser.

(„Haben Sie die Peloponnes-Rundfahrt schon gemacht? Mykenä, Epidauros, das antike Theater mit der besten Akustik der Welt, Olympia und den ‚Hermes‘?“)

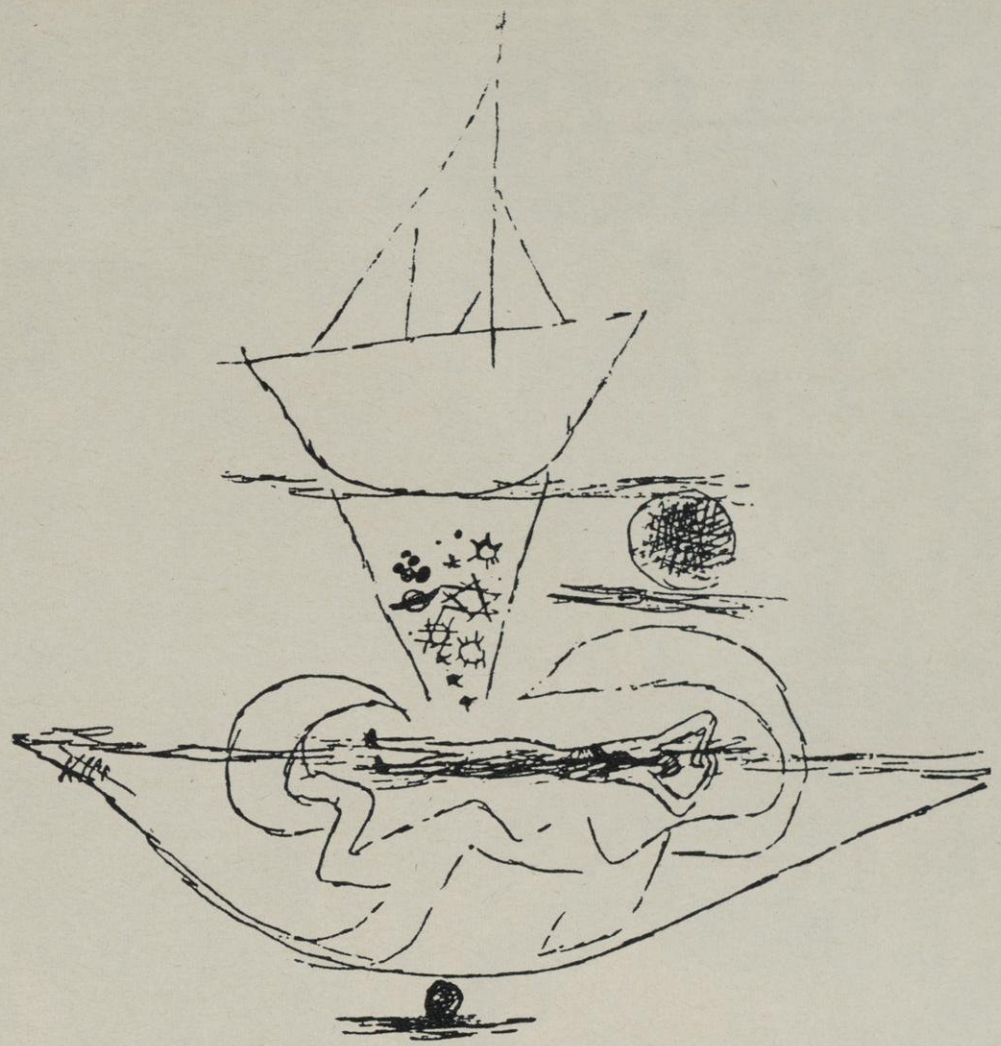
Die Fischerboote gleiten langsam durch die Lagune. Karbidlampen am Bug, ein Netz aus Lichtern: Sie haben den Himmel herumgedreht.

(„Sie müssen unbedingt bei Vasiläna essen: 18 Gänge für 8.50 Mark. Dort kann man berühmte Filmstars sehen.“)

Blau und Weiß – ein armes verbranntes Paradies. Vom Meer beherrscht, von der Sonne ausgeglüht. Zyklone und Erdbeben. Disteln und Dornen. Steine und Staub. Da gibt es kein Ausweichen.

Lethe und Mnemosyne!

Hunger, Müdigkeit, Trauer und die Majestät des Meeres und eine Hirtenflöte in den Bergen . . . Was ist das Zeitalter des Perikles, gemessen an soviel Wirklichkeit?



Die Küstenschiffer

Am Abend ziehn die großen Segelschiffe mit Öl beladen, mit Melonen, Wein, Orangen und Zitronen . . . leise ein: ein Bild, das auch den Härtesten ergriffe.

Das Schiffsvolk singt. Die Segel gehen nieder. Die rosa Mole läuft man langsam an. Sie kommen von den Schiffen, Mann für Mann, betrinken sich und fahren morgen wieder.

Sie schlafen in den letzten der Spelunken auf blankem Boden oder etwas Stroh, und andre, ohne Geld und weniger froh, sind unterm Tor todmüde hingesunken.

Der Morgen ruft sie wieder auf die Schiffe. Sie fahren aus mit Öl, Melonen, Wein, Orangen und Zitronen . . . stumm, in Reih'n: ein Bild, das auch den Härtesten ergriffe.

Ossip Kalenter

Federzeichnung „Traum zu Schiff“ von Paul Klee



Populärer Meister

Das Fußballjahr 1960 hat seinen Meister gefunden: der Hamburger SV. In einer dramatischen Hitzeschlacht schlugen die Männer um Uwe Seeler den 1. FC Köln mit 3:2 (0:0). Im dritten Anlauf haben die Norddeutschen damit ihren ersten Endspielsieg nach dem Kriege geschafft, während den Kölnern der Erfolg in ihrem ersten Meisterschaftsfinale versagt blieb.

Die Gruppenspiele der diesjährigen Fußballendrunde hatten nicht das Niveau des Vorjahres, und so hatte sich kaum jemand ein begeistertes Finale erträumt. Es war darum eine erfreuliche Überraschung, daß trotz einer mörderischen Hitze, die selbst den Schiedsrichter Kandlbinder für einige Minuten außer Gefecht setzte, ein technisch und kämpferisch hochstehendes Spiel zustande kam, das man als das fairste und kameradschaftlichste Endspiel der deutschen Fußballgeschichte gepriesen hat.

Gerade dieses schöne, von sportlichem Anstand getragene Spiel hätte darum eine bessere Ehrung verdient, als sie in Frankfurt durch den Präsidenten des Deutschen Fußballbundes, Dr. Bauwens, vorgenommen wurde. Als die begeisterten Fans nach dem Schlußpfiff auf das Spielfeld strömten, fand man keine Möglichkeit, den neuen Meister und den ehrenvoll Unterlegenen vor der Kulisse der 70000 auszuzeichnen. Der edelsteingeschmückte Silberteller wurde dem neuen Meister in der dunklen Enge seiner Kabine überreicht, und die weitere Ehrung fand vor geladenem Kreise auf dem Festbankett statt. Wehmütig erinnerte man sich im Frankfurter Waldstadion der Ehrung des englischen Cup-Siegers durch Angehörige des britischen Königshauses, wie sie uns alljährlich auf dem Fernsehschirm vorgeführt wird.

Der Volkssport Fußball hat mit dem Hamburger Sportverein nicht nur einen neuen, sondern einen sehr populären Meister bekommen. Die Tragik des zweimaligen vergeblichen Anlaufs in der jüngsten Vergangenheit ließ es dieser jungen Mannschaft niemand mißgönnen, daß ihr nun der große Erfolg gelungen ist. Nicht zuletzt aber ist es die Persönlichkeit des Nationalmittelfeldstürmers Uwe Seeler, die aus dem Hamburger SV einen so populären Meister macht. Zwar wurde Uwe durch den Kölner Stopper Leo Wilden über weite Strecken des Spiels außer Gefecht gesetzt - ein sich immer wiederholendes Duell zweier Klassefußballspieler, das begeisterte -, aber Uwe schoß schließlich doch die beiden spielentscheidenden Tore. Damit war er erfolgreicher als sein großer Kontrahent Helmut Rahn, der zwar groß aufspielte, aber nicht zum Erfolg kam.

Tragik und Triumph liegen im Sport sehr oft nahe beieinander. Während Hamburg seinen Uwe feiert, weil er Erfolg hatte, und im Erfolg der sympathische Junge blieb, gab die Enttäuschung „Boß“ Rahn sichtlich den Anstoß, den Platz an der Theke dem Sportplatz erneut vorzuziehen. Und während Uwe Seeler auf dem besten Wege ist, zum deutschen „Fußballer des Jahres“ gewählt zu werden, scheint Helmut Rahn wieder in einem menschlichen Tief gelandet zu sein, bei dem man befürchten muß, daß es für den Schützen des siegreichen Tores in der Weltmeisterschaft 1954 vielleicht keinen Aufstieg mehr zum umjubelten Star geben wird. Mochte man auch nach dem Schlußpfiff von Frankfurt meinen, daß von zwei gleichermaßen würdigen Gegnern der glücklichere Meister geworden war, so darf man, wenn man die beiden Stars der Endspielpartner gegeneinander abwägt, sagen, daß vielleicht die gesündere innere sportliche Gemeinschaft der jungen Hamburger Elf am Ende den großen Erfolg gebracht hat. Denn, so wie eine Kette nur so stark ist, wie das schwächste ihrer Glieder, so ist eine sportliche Gemeinschaft in ihrer Moral nur so stark, wie die Moral ihres Schwächsten.



Das spielentscheidende Tor ist zwei Minuten vor Schluß gefallen

Uwe Seeler, der das Spiel entschied



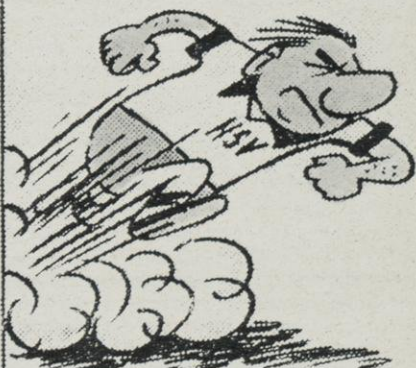
4 Dinge, die dem HSV mit zum Siege verhalfen



Das jüngere Herz...



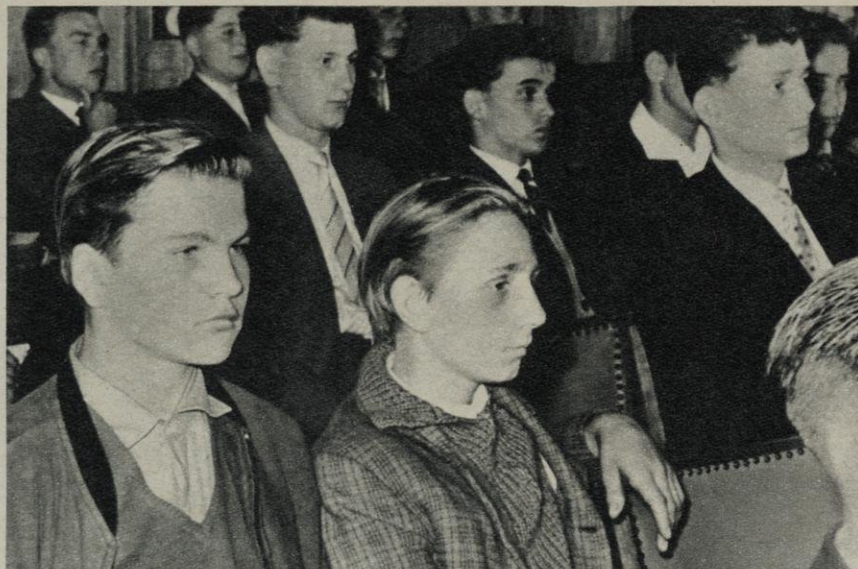
die „Pferdelunge“ ---



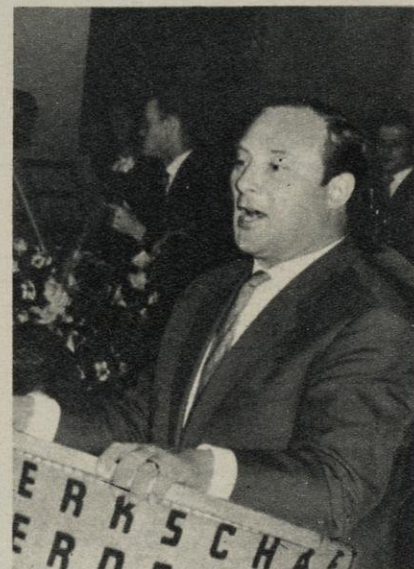
die Explosivkraft im ...
--- in den Beinen natürlich



und der unzählbare Hunger auf eine berühmte „Salatplatte“.



GEWERKSCHAFTSJUGENDTAG DER INDUSTRIEGEWERKSCHAFT BAU · STEINE · ERDEN



In Freiheit leben heißt auch Verantwortung zu übernehmen und für die Erhaltung der Demokratie einzutreten. Daß unsere Jugend dazu bereit ist, davon kündeten die Diskussionen, Anträge und Entschlüsse des 4. ordentlichen Jugendtages der Industriegewerkschaft Bau-Steine-Erden in Essen. Was hier die jungen Delegierten sich als Richtschnur für die zukünftige Jugendarbeit erarbeiteten, hat ein vielfältiges Echo in der Öffentlichkeit gefunden.

Besonders die auf der feierlichen Schlußsitzung einstimmig angenommene Entschlüsse zur Wiedervereinigung fand größte Beachtung. Hierin forderten die Jugendlichen die Bundesregierung auf, als ersten Schritt zur Wiedervereinigung alle bestehenden Einrichtungen, die die Teilung Deutschlands durch eine Grenze charakterisieren, insbesondere Schlagbäume, Paßkontrollen, Zäune usw., zu beseitigen. Gleichzeitig wurde auch der Zentralvorstand der Industriegewerkschaft Bau-Holz in Ost-Berlin aufgefordert, diese gleiche Forderung an die dortige Regierung zu richten und die Antwort der Regierung zu veröffentlichen, wie auch hier die Antwort der Bundesregierung veröffentlicht wird. Dies ist ein sehr bemerkenswerter Aufruf.

Der 1. Vorsitzende Georg Leber, der zum Thema „Jugend in der Verantwortung“ sprach, bezeichnete Schlagbäume und Paßkontrollen als „reinen Blödsinn“. Man habe uns in Zeitungen und Zeitschriften, in Briefen aus dem östlichen Teil unseres Landes schon tausendmal gesagt, daß man für die Wiedervereinigung sei. Nun können wir zusammen einmal beweisen – drüben und hier –, was wir wirklich wollen, und wir können prüfen, was die Regierungen über Propagandaparolen hinaus wirklich zu tun bereit sind. Wir werden dann sehen, wie die Antworten ausfallen.

Die Jugend will, daß man ohne Paß und sonstige Bescheinigungen kommen und gehen kann und durch keinen Schlagbaum muß und daß da, wo heute Stacheldraht ist, später wieder Bäume Wurzel schlagen. Man soll uns im Osten auch nicht mit der Antwort kommen, daß man sich gegen Spione und Saboteure aus dem Westen schützen muß. Gegen Saboteure und Spione kann man sich nicht durch

Schlagbäume, Stacheldraht und Grenzpolizisten schützen. Baut Schlagbäume und Kontrollen ab; das wäre ein kleiner Schritt des guten Willens, daß endlich Menschen ungehindert miteinander reden können.

Als erstes Gremium der Gewerkschaftsjugend nahmen die 74 ordentlichen Delegierten des Jugendtages stellvertretend für rund 42000 jugendliche Mitglieder zum Jugendarbeiterschutzgesetz Stellung und verurteilten aufs schärfste die Regelung der Arbeitszeit, die Zulassung der Kinderarbeit und das Fehlen von zwingenden Gesundheitsmaßnahmen. Hier könne man nur feststellen, daß auf Grund der Beschlüsse die Mehrheit des Bundestages nicht gewillt war, der arbeitenden Jugend einen genügenden Schutz am Arbeitsplatz zu sichern. Die jungen Delegierten begrüßten daher, daß der Bundesrat die vom Bundestag beschlossene Fassung ablehnte und den Vermittlungsausschuß angerufen hat. Damit wäre noch einmal Gelegenheit, die Vorlage des Deutschen Gewerkschaftsbundes bei der erneuten Beratung zu berücksichtigen.

Mit Bestürzung beobachteten die jungen Bauarbeiter die Entwicklung in der Politik gegenüber dem Wiederaufleben militaristischer, faschistischer Tendenzen und Gepflogenheiten. Mit Recht forderten sie Sofortmaßnahmen, wie zum Beispiel ab sofort jegliche Nazi- und militaristische Literatur vom Büchermarkt verschwinden zu lassen und jene Organisationen, welche nicht Mithüter und Träger unserer Demokratie sind, aus den Jugendgremien zu entfernen. Das wären Mindestforderungen, die unbedingt erfüllt werden müßten, ehe es vielleicht wieder einmal zu spät ist.

Auch zur Frage der Bundeswehr wurden von diesem Jugendparlament heftige Diskussionen geführt. Die Delegierten sprachen sich für eine Betreuung der jungen Menschen aus, die zur Bundeswehr eingezogen werden. Sie lehnten es aber entschieden ab, daß Offiziere der Bundeswehr in die Gewerkschaftsjugendgruppen kommen, um zu werben.

Bundesjugendsekretär Edmund Duda behandelte eingehend die aktuelle Frage: „Was erwartet die Jugend vom Bundestag?“. Er warf dem Bundestag vor, daß er zu wenig für die Jugend getan habe. Wenn wir Rückschau halten, so sagte Duda, dann könnten wir nur auf wenige Gesetzesregelungen hinweisen: die Novelle zum Reichsjugendwohlfahrtsgesetz; hierin wurde das Ziel, ein lebendiges Jugendamt zu schaffen, nicht verwirklicht. Das Gesetz zum Schutze der Jugend in der Öffentlichkeit war und blieb umstritten. Auch das Schund- und Schmutzgesetz hatte nicht den Erfolg, den es bezweckte. Der Bundesjugendplan, der seit zehn Jahren besteht, sollte der Jugend eine Hilfe sein. Aber nur ein geringer Teil der finanziellen Mittel, knapp 8 v. H., werden für jugendpflegerische Arbeit verwandt. Alle übrigen Mittel werden für Aufgaben eingesetzt, die eigentlich Pflichten des Staates sind. Darüber hinaus gäbe es noch eine Fülle von Problemen, die gesetzlich geregelt werden müßten. Wie umfangreich da zu arbeiten ist, geht schon allein aus dem Jugendsozialprogramm der Gewerkschaftsjugend hervor. Man sollte eigentlich nicht nur Gelder für militärische Ausbildung hinauswerfen, sondern endlich auch in erster Linie für die menschliche Ausbildung sorgen.

Jugendleiter Jürgen Jöns konnte mit besonderer Freude in seinem Geschäftsbericht feststellen, daß unsere Jugend sich nicht vor der Verantwortung gescheut habe. Es geht nicht immer um finanzielle Unterstützung; was die Jugend brauche, sei die ideelle Unterstützung aller Gewerkschafter. Ein jeder müsse sich für die Jugendarbeit verantwortlich fühlen. Die Keimzelle aller Jugendarbeit ist und bleibt die Jugendgruppe. Diese zu stützen und zu fördern, muß unser aller Ziel sein.

Zum Problem der Erziehungsbeihilfen sagte Jöns: Wir vertreten die Auffassung, daß die Festsetzung von Arbeitsbedingungen aus dem Lehrverhältnis ausschließlich Recht der Tarifvertragsparteien ist. Wir haben uns immer dagegen gewehrt, daß der Staat in die Freiheit, Tarifverträge abzuschließen, eingreift. Wir wehren uns aber auch, wenn halbstaatliche Handwerkskammern in diese Tarifautonomie ein-

greifen. Weiterhin wandte sich Jöns entschieden gegen die Forderung der Innungen nach einer Verlängerung der jetzt drei Jahre dauernden Lehrzeit.

Auf der Schlußkundgebung setzte sich Georg Leber mit den Versuchen jener Leute auseinander, die die Sympathie der Jugend gewinnen wollen, um sie dann vor ihren eigenen Karren zu spannen. Hier entsteht gerade für die Jugend in unserer Zeit die Verpflichtung zur besonderen Wachsamkeit. „Macht die Augen auf und betrachtet euch jeden, der sich als selbstloser Freund und Helfer anbietet. Ihr werdet in manchen Fällen bald feststellen, daß der andere gar nicht die Zukunft der Jugend meint, wenn er von Zukunft spricht, sondern daß er nichts anderes meint als seine eigene Zukunft, und daß mancher, der Zukunft sagt, Macht meint und nicht das Glück und das Wohl der jüngeren Generation.“

Betrachtet man die Arbeit dieses Jugendparlaments, so kann man feststellen, daß hier ein weiter Bogen von der stillen Arbeit in der Jugendgruppe bis hin zu Existenzfragen unseres Volkes gespannt war. Jene Losung dieses Jugendtages „Jugend in der Verantwortung“ war mehr als berechtigt, zeigte doch hier die sachliche und vielseitige Arbeit der jungen Delegierten, daß die Jugend bereit war, Verantwortung zu tragen, daß sie ihre Augen nicht vor dem aktuellen Tagesgeschehen verschloß, sondern sich mit allen politischen Erscheinungen auseinandersetzte und sich Richtlinien erarbeitete, die für die zukünftige Jugendarbeit von großer Bedeutung sein werden.

Jürgen Jöns wurde auf diesem Jugendtag als Jugendleiter im Hauptvorstand wieder vorgeschlagen. Zur Unterstützung des Jugendleiters wurde erstmalig auch ein Jugendsekretär gewählt, und zwar Arno Kerlich. Zum Schluß sei noch ein schönes Zeichen jugendlicher Solidarität erwähnt. Der Jugendtag veranstaltete eine Sammlung zur Aktion „Wir helfen“ zur Unterstützung der Entwicklungsländer, und alle gaben freudigen Herzens.

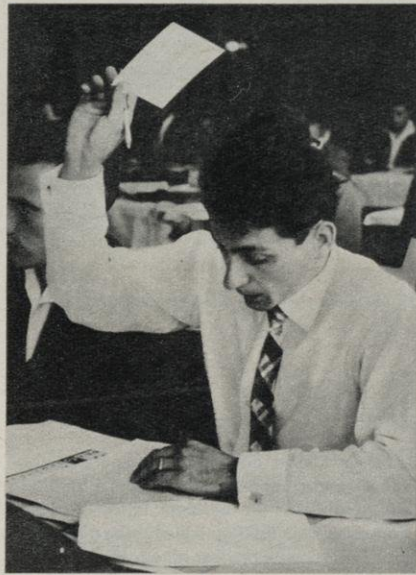
raila



Der neue Jugendsekretär



Abstimmung

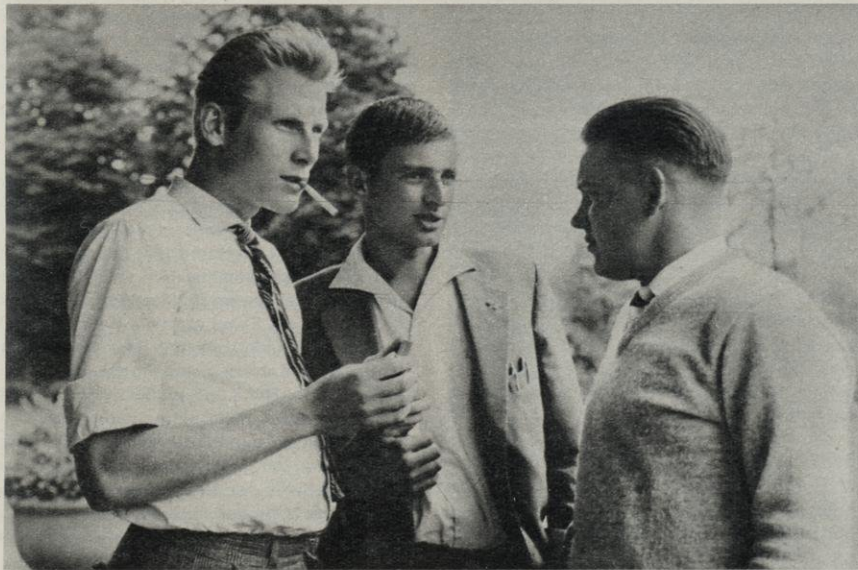


Aus der Freizeit-Ausstellung



Fotos: Udo Hoffmann

Tanzender Gast



Beratung in der Pause



Dazu wäre zu sagen . . .

Die Stromschnellen

Erzählung von Theodor Weißenborn

Zeichnung: Bernhard Müller



Es war heiß geworden. Libellen surrten über das Wasser, der Wind regte sich schläfrig in den Zweigen der Sträucher, die die kleine Bucht umsäumten, manchmal lief wie von weit eine Welle heran und kräuselte sich auf dem Sand. Flußaufwärts sah man die Schornsteine der Papierfabrik über den Bäumen und einen leichten Rauch, der aus ihnen in den Himmel stieg. Dort lag die Stadt.

Sie hatten die Räder im Gebüsch versteckt und das Boot auf den Strand gezogen.

„Tu mir einen Gefallen und sieh nicht immerzu auf die Uhr!“ sagte John, „wenn wir um zwei losfahren, können wir bequem um drei daheim sein.“

„Gut, wenn du meinst“, sagte Kate.

Sie schwiegen. Sie lagen nebeneinander und ruhten aus. Sie hatten den ganzen Vormittag gepaddelt. John hatte die Hände hinter dem Kopf gefaltet und lag auf dem Rücken. Er fühlte die Sonne auf seinem Gesicht, seinen Armen und seinen bloßen Füßen und sah über die Bucht hinaus auf den Fluß. Der Fluß war breit und silbern und zog träge dahin. Man sah die kurzen, tiefliegenden Kähne, die Holz nach Denoa brachten und flußaufwärts fuhren, und andere Kähne, die aus Denoa kamen und Papier geladen hatten und flußabwärts fuhren. Die Stämme auf den Holzkähnen leuchteten kupfern in der Sonne. Man sah den hellen Strand auf der anderen Seite des Flusses und den Gebüschstreifen, man sah die Wälder und die Berge.

„Weißt du, ich bin alles so leid“, sagte John nach einer Weile.

Kate legte sich auf die Seite, stützte den Kopf in die Hand und sah ihn an.

„Was bist du leid?“ sagte sie.

„Ach, alles“, sagte John, „die Schule und die Mathestunden und zu Hause, alles.“

„Ja“, nickte Kate.

Er preßte die Lippen aufeinander, zog den rechten Arm unter dem Kopf hervor und machte eine Faust. Dann ließ er die Hand in den Sand fallen und sah wieder auf das Wasser. „Ich bin nicht besonders gern in der Stadt“, fing er wieder an.

„Ich auch nicht“, sagte Kate. Sie hatte den Kopf zur Seite gedreht und sah auch auf das Wasser.

John richtete sich auf und stützte sich auf den Arm. „Weißt du, ich würde gern eine Farm gründen“, sagte er.

„Das ist prima!“ sagte Kate.

„Manitoba wäre ein gutes Land für eine Farm“, sagte er, „da ist Wald – meilenweit –, und es

gibt Stellen, die noch kein Mensch betreten hat.“

„Es muß herrlich sein da!“ sagte Kate. Sie hielt ihre Knie mit den Armen umschlungen und sah in die Ferne. John legte sich auf den Bauch und sah sie nachdenklich an.

„Dafür, daß du ein Mädchen bist, sprichst du eigentlich ganz vernünftig“, sagte er.

„Ach, geh, John!“ lachte sie, „meinst du denn, daß Mädchen nur Unsinn reden?“

„Naja, ich meine nur“, sagte John. Er wurde verlegen und drehte sich wieder auf den Rücken. Sie schwiegen eine Weile, Kate lächelte, dann wurde ihr Gesicht ernst.

„Dein Vater will, daß du studierst, nicht?“ sagte sie.

„Ja, economics.“

„Du sollst euren Betrieb übernehmen, nicht?“

„Das ist es ja. Ich tu's aber nicht. Und ich sag's ihm auch noch. Eines Tages sag ich's ihm. Ich halte das nicht mehr lange aus. – Vater ist ganz komisch geworden in den letzten Jahren. Er kommt nur noch zum Essen nach Hause und fragt dann nur, wie's in der Schule war. Was mich sonst interessiert, danach fragt er nicht.“

„Mir geht's so ähnlich mit Mutter“, sagte Kate, „sie hat nie Zeit für mich. Entweder sie ist selbst eingeladen bei Freundinnen, oder sie arrangiert Parties oder liest ‚Lady's Home-Journal‘ und will nicht gestört werden, oder sie hat Migräne. Aber wie heute nachmittag wieder: Einladungen für ihre nächste Party auszufragen, dafür bin ich dann gut genug. – Pah!“

„Ich bin's verdammt satt, kann ich dir sagen“, sagte John, „schließlich will man doch man selber sein.“

„Ja“, sagte Kate, „man will eine richtige Aufgabe haben, etwas, worin man ganz aufgeht.“

„Das ist es“, sagte John, „und es muß einem Spaß machen.“

„Ja“, sagte Kate.

„Ich muß die Einladungen austragen, und du hast Stunde“, sagte Kate, „also komm! Laß uns zusammen fahren!“

„Nein!“ sagte John, indem er sich setzte, „den freien Samstag sollen sie einem nicht nehmen! Und ich laß ihn mir nicht mehr nehmen, und ich tu's nicht!“ Er trat gegen die leere Sardinienbüchse, aus der sie am Mittag gegessen hatten, die Büchse kollerte über den Sand und platschte ins Wasser. Er hatte mit den bloßen Zehen gegen die Büchse getreten, und es tat verdammt weh. Aber er ließ es sich nicht anmerken. Er stand rasch auf, lief die paar Schritte zum Strand hinunter und schob das Boot ins Wasser. Kate kniete im Sand und rief ihm zu: „Was hast du vor, John?“ Er setzte sich in das Boot und griff nach dem Paddel. „John! Sag, was du vorhast!“ rief Kate. Er drehte sich nach ihr um und sagte entschlossen: „Ich riskier's. Komm mit, wenn du willst!“

„Das ist unten an der Schleuse“, sagte er, „sie müssen warten und werden ungeduldig.“

„Wie war es wohl früher hier, als der Kanal und die Schleuse noch nicht da waren?“ fragte Kate.

„Da war Denoa noch eine Indianersiedlung“, sagte John, „und es gab noch keine Schifffahrt wie heute. Nur die Indianer fuhren mit ihren Kanus auf dem Fluß, und sie fuhren auch durch die Stromschnellen. Mit einem leichten, wendigen Boot kann man die Schnellen ganz gut machen.“

„Ist das nicht gefährlich?“ sagte Kate.

„Natürlich“, sagte John, „es gehört Mut dazu. Aber wenn man's einmal geschafft hat, schafft man's immer. Jack aus der Klasse über mir hat's schon ein paarmal gemacht mit seinem Paddelboot und Kid und Bob aus dem Verein mit einem Ruderboot. Die haben auch die Schnelle bei Goldhope gemacht, und die ist viel schwieriger als die bei Lundry hier. – Ich werd's auch noch versuchen eines Tages.“

„John“, sagte Kate, „es ist zwei Uhr.“

„Ja, ja“, sagte John. Er legte sich wieder auf den Rücken, sah in den Himmel und machte den Mund so fest zu, daß seine Lippen ganz schmal wurden. „Komm! Laß uns fahren!“ sagte Kate.

John gab keine Antwort.

„Los, John!“ sagte sie, „sei vernünftig! Du mußt um drei zu deinen Mathestunden. Deine Mutter hat mir extra gesagt, ich soll dich dran erinnern. Los! Sonst kommst du wieder zu spät.“

„Du hast deinen Auftrag ausgeführt“, sagte John, „ich bleibe. Du kannst ja gehn.“ Er sagte es, ohne den Kopf zu bewegen und ohne Kate anzusehen.

„Ich muß die Einladungen austragen, und du hast Stunde“, sagte Kate, „also komm! Laß uns zusammen fahren!“

„Nein!“ sagte John, indem er sich setzte, „den freien Samstag sollen sie einem nicht nehmen! Und ich laß ihn mir nicht mehr nehmen, und ich tu's nicht!“ Er trat gegen die leere Sardinienbüchse, aus der sie am Mittag gegessen hatten, die Büchse kollerte über den Sand und platschte ins Wasser. Er hatte mit den bloßen Zehen gegen die Büchse getreten, und es tat verdammt weh. Aber er ließ es sich nicht anmerken. Er stand rasch auf, lief die paar Schritte zum Strand hinunter und schob das Boot ins Wasser. Kate kniete im Sand und rief ihm zu: „Was hast du vor, John?“ Er setzte sich in das Boot und griff nach dem Paddel. „John! Sag, was du vorhast!“ rief Kate. Er drehte sich nach ihr um und sagte entschlossen: „Ich riskier's. Komm mit, wenn du willst!“

„Was willst du riskieren?“

„Die Stromschnelle bei Lundry! – Los! Komm, wenn du willst!“

„Ja, und meine Einladungskarten und deine Mathestunden?“

„Zum Teufel damit! Komm endlich, oder ich fahr alleine!“

„Warte doch! Ich will ja mit!“ rief sie. Sie sprang auf und lief zum Boot und klopfte sich im Laufen die Sandkörner von ihren Bluejeans. „Warte!“ rief sie. Sie setzte sich hinten ins Boot und nahm das zweite Paddel. „Du bist schrecklich, John“, sagte sie, als sie saß. „Na, endlich!“ knurrte John. Sie tauchten die Paddel ins Wasser und fuhren los. „Eins! – Zwei! Eins! – Zwei!“ kommandierte John. Dann waren sie im gleichen Takt, und er brauchte nicht mehr zu kommandieren. Das Boot glitt durch das Wasser, sie überquerten die kleine Bucht, durchfuhren die schmale Einfahrt und waren auf dem Fluß. Jetzt brauchten sie nicht mehr zu paddeln und mußten nur steuern. Die Strömung erfaßte das Boot, sie hielten auf die Mitte des Flusses zu und trieben mit der Strömung dahin. Die Waldecke auf Tennessee Hill glitt vorbei, sie umfuhren die Flußbiegung, sahen die Dächer von Lundry links und die Mündung von Dawson-Canal mit der Schleuse, die Kette der Warnbojen, einen Schaumstreifen, der sich quer über den Fluß zog, und ein paar schwarze Felsen, die hier und da aus ihm aufglänzten. Ein gleichmäßiges Rauschen lag in der Luft und wurde lauter. Sie fuhren zwischen den roten Bojen hindurch, waren jetzt im Sog der Schnelle und spürten, wie das Boot rascher dahinglitt. „Ich hab Angst, John!“ sagte Kate. John schien es nicht zu hören. Er blickte scharf geradeaus und steuerte auf eine Stelle in dem Schaumstreifen zu, die von Felsen frei schien. Sie fuhren mitten in das Rauschen hinein. Die Felsen rückten bedrohlich nahe – es waren Basaltfelsen, sie trieften vor Nässe –, das Boot hopste und schoß dahin, für Bruchteile von Sekunden sahen sie die Wölbung, in der das Wasser hinabstürzte, „John!“ rief Kate. Das Boot kippte vornüber und schien unter ihnen wegzufiegen. Wasser sprang rechts und links von ihnen hoch, überschüttete sie, Nebel hüllte sie ein – dann wurde die Sicht klar, die Schnelle lag hinter ihnen als eine glänzende, weiße Schaumstufe, die kleinen Kais von Lundry lagen links und blieben zurück, es war alles so schnell gegangen. John fuhr sich mit dem Arm über die Stirn. Ich hab's geschafft! Ich hab's geschafft! sang es in ihm. Er fühlte, wie Kate ihn an den Schultern faßte. „John!“ sagte sie und schüttelte ihn, „ich freu mich so!“

„Jetzt schaff ich's immer, Kate“, sagte er, „jetzt mach ich auch die Schnelle bei Goldhope. Wenn du mitmachst, schaff ich's immer.“ Er merkte, daß sein Hemd ganz naß war, zog es aus, drehte es zusammen und wrang es, steckte sein Paddel hinein, zog das Hemd straff und hielt es wie ein Segel vor sich. Kate hatte das Samtband aufgemacht, mit dem sie ihr Haar hinter dem Kopf zusammengebunden hatte, hielt es in der Hand und spielte mit ihm. Indian Village und Moorfield glitten vorbei und Loof und Shellyfield und all die kleinen Orte unterhalb Denoa. Der Fluß war breit und silbern und zog träge dahin. Sie fuhren mit der Strömung, bald in der Mitte des Flusses, bald dem rechten, bald dem linken Ufer nah, sie ließen sich treiben.

„John“, sagte Kate, „wo fahren wir eigentlich hin?“

„Nach Manitoba“, sagte er.

„Ach, du!“ lachte sie.

„Warte's nur ab!“ sagte er, „in ein paar Jahren...“ Und nach einer Weile fügte er hinzu: „Jetzt haben wir noch den ganzen Sommer vor uns. Ich glaube, es wird ein herrlicher Sommer werden, meinst du nicht?“ „Ja“, sagte Kate, „es wird wunderschön werden.“

Sie lehnte sich in ihrem Sitz zurück, schloß die Augen, hielt die Hände ins Wasser und lächelte. John lehnte sich auch zurück. Aber da spürte er, daß sein Nacken Kates Knie berührte, und er setzte sich wieder gerade. Aber nach einer Weile lehnte er sich wieder zurück, und Kate legte ihre Hände auf seine Schultern. Sie hielt die Augen geschlossen, er öffnete die seinen zu einem schmalen Spalt und blickte über die weite, schimmernde Wasserfläche hinweg. Der Fluß zog breit und silbern dahin, seine Farbe vereinte sich in der Ferne mit dem hellen Grau des Himmels, und es sah aus, als habe er gar kein Ende.

Das kleine und das große Schicksal

„Die Ratten“ und „Der Belagerungszustand“ in Recklinghausen



Ida Krottendorf als Pauline. Gisela von Collande als Frau John

„Die Tragik ist nicht an Stände gebunden.“ Willi Schmidt, der „Die Ratten“ für die Ruhrfestspiele 1960 inszenierte, hat diesen Satz, der bei Hauptmann wenige Sekunden vor dem Ende des Stückes gesprochen wird, ganz an den Schluß gestellt. Die Änderung ist berechtigt; um die Einsicht, die in jenem Satz zusammengefaßt wird, ging es ja dem Dichter. Sie war vor fünfzig Jahren keineswegs Gemeingut. Die „besseren“ Stände fanden es „degoutant“, daß gewisse Dichter und Künstler immer im „Schmutz der Gosse“ herumwühlen, die peinlichen Vorkommnisse in der „Hefe des Volkes“ ans Licht ziehen mußten. Was kam denn auch dabei heraus? Da mutet dieser Arme-Leute-Dichter, dieser Hauptmann, einem wohlhabenden Theaterpublikum zu, sich für eine so alltägliche Geschichte wie die des Dienstmädchens Piperkarcka oder für die unehrliche und obendrein unvernünftige Handlungsweise dieser Frau John zu interessieren. Es soll es als Tragik empfinden, daß diese Person, anstatt damit zufrieden zu sein, einen ordentlichen Mann, ein gutes Auskommen und obendrein einen kleinen Nebenverdienst zu haben, sich ein fremdes Kind aneignet und damit Verwicklungen schafft, die schließlich mit einem Mord und einem Selbstmord enden. Volle drei Stunden lang muß das peinliche Hinterhausmilieu mit seinen unerfreulichen Erscheinungen ertragen werden, damit das traurige aber doch durchaus private und selbstverschuldete Schicksal kleiner Leute ausgebreitet werden kann.

Nun, die kleinen Leute Hauptmanns haben die Zeit überdauert. Die Geschichte ist um ein halbes Jahrhundert weitergerückt, die sozialen Verhältnisse haben sich gewandelt, Katastrophen unerhörten Ausmaßes haben die Menschheit heimgesucht. Aber noch immer leiden wir mit, wenn wir Zeuge werden, wie da ein Mensch mit den Mitteln der Verzweiflung um die ihm versagte Daseinserfüllung kämpft und alleingelassen untergeht. Und hinter den Menschen auf der Szene öffnen sich die grauen Reihen der Mietskasernen, und wir sehen das unermeßliche Heer der im Schatten Lebenden, der Eingepferchten, Verkümmerten, Ausgestoßenen und begreifen, daß diese Frau John, diese Paula Piperkarcka, diese Selma und alle die anderen ja gar nicht für sich stehen, daß sie Stellvertreter sind. Zwar geht ihr unmittelbarer Anspruch nur auf die Mitteilung des individuellen Schicksals, aber weil ein Dichter sie herausgriff und ihnen die Legitimation mitgab, sprechen sie zugleich für die anderen, die Namenlosen, die Millionen. So weitet sich das kleine zum großen, zum allgemeinen Schicksal.

Weil ein Dichter die Gestalten schuf, ist in ihnen die geheime Lebenskraft, die zum immer erneuten Auferstehen drängt, geht von ihnen die Herausforderung zum Nachgestalten aus. Das haben wir in Recklinghausen vor allem am Beispiel der Frau John Gisela von Collandes erfahren. Aber auch die Selma Elisabeth Wiedemanns, der Bruno Martin Benraths, der Erich Spitta Klaus Kammers, der Hassenreuter Carl Kuhlmanns bestätigten die zündende und bindende Kraft des schöpferischen Anrufs.

Man muß Willi Schmidt dafür loben, daß er den ausgerechnet in der Festzeitung der Ruhrfestspiele erteilten unklugen Rat, das Stück von

Edith Teichmann als Sekretärin. Hans Korte als Die Pest Fotos: Rosmarie Pierer

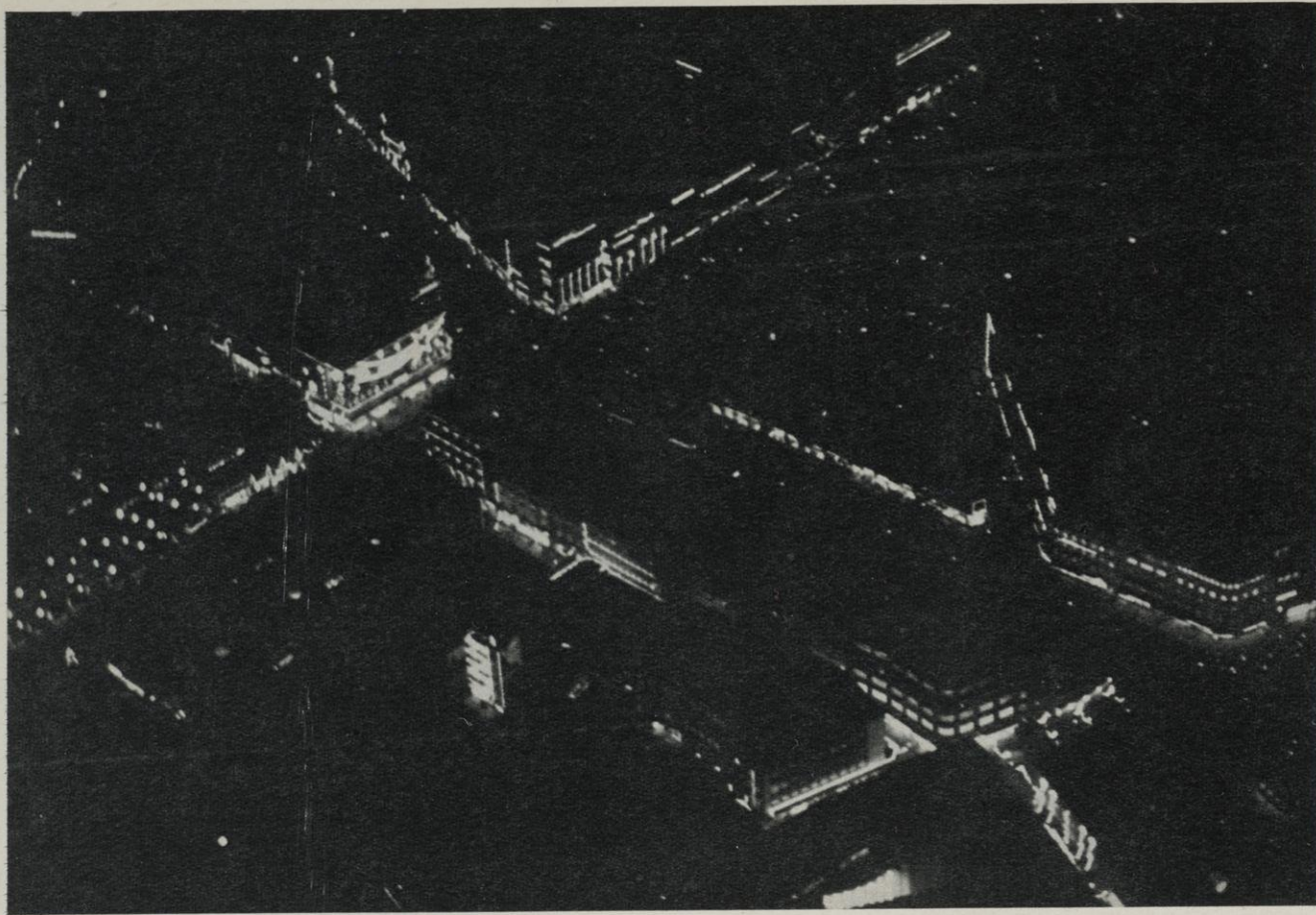


aller „Milljöh-Zeichnung Zillescher Prägung“ zu befreien und den Ortsakzent „Berlin“ aufzuheben, nicht befolgt hat. Er hat sich an Gerhart Hauptmann gehalten und dessen Werk genau in die Zeit und in das Milieu gestellt, in die es gehört. Hätte er das nicht getan, wäre das Stück nicht „absolut gültig“ sondern unglaublich unwürdig geworden. Denn menschliches Schicksal vollzieht sich so und so immer nur in einer so und so gearteten gesellschaftlichen Situation. Das Weiterdenken vom „So“ in der einen zum „So“ in der anderen Situation ist Sache des Zuschauers. Man sollte diesem Zuschauer getrost etwas zutrauen – auch auf den Ruhrfestspielen. Hier geht es um jene Aktivität, von der die kluge Genfer Professorin Jeanne Hersch im diesjährigen Europäischen Gespräch sagte, daß ihr Fehlen stets die Immoralität und die gleichschaltende Verdummung hervorrufe.

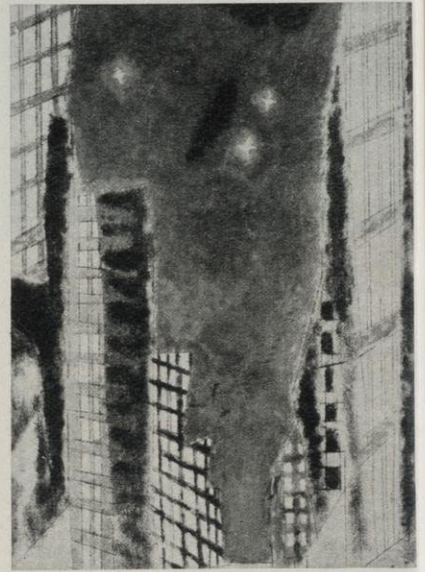
Ob diese Aktivität im Theater von der Bühne her erzeugt wird, hängt von der Eindeutigkeit der Aussage und von der Kraft der Gestaltung ab. Die auf „Die Ratten“ folgende Aufführung von Camus' „Belagerungszustand“ lieferte hierzu eindrucksvolles Material. So wurde man beispielsweise aufs nachdrücklichste daran erinnert, daß eine noch so glänzende Beredsamkeit den Mangel an gestaltender Kraft nicht ausgleichen kann. Camus sagt über die verwaltete Sklavenwelt Originelles, Geistvolles, Treffendes. Das könnte in Leitartikeln, Pamphleten, Essays stehen; die Notwendigkeit, daß Figuren auf der Bühne es sagen, wird in keinem Augenblick wirklich zwingend. Denn diese Figuren stehen im Ungewissen im „Allgemeinen“. Sie haben zuwenig Substanz, um Menschen zu sein und zuviel Erdenrest, um rein allegorisch zu wirken. Wo Camus den Versuch macht, sie mit Menschlichem auszustatten, vergeift er sich und faßt das Allzumenschliche oder das Sentimentale. Der Einfall, den verwalteten Sklavenstaat mit der Pest zu identifizieren, hat vor zehn Jahren verblüfft. Heute trägt er den szenischen Aufwand nicht mehr.

Offensichtlich vermag dieses Stück, das nicht Fisch, nicht Fleisch ist, auch die Phantasie der Nachschaffenden nicht mehr zu inspirieren. Harry Buckwitz hat sich als Regisseur oft genug bewährt. Aber was diesmal unter seiner Regie vom Frankfurter Schauspiel geboten wurde, wirkte – von einigen Ausnahmen abgesehen – wie wenn ein Opernensemble mit Einschluß des Chores sich auf der Sprechbühne versucht hätte. Die Ausnahmen waren Hans Korte als Pest, Edith Teichmann als Sekretärin und Hans Caninenberg als Nada. Hier stimmte auch die Kostümierung. Was Franz Mertz ansonsten an Kostümen entworfen – oder aus dem Fundus zusammengesucht? – hat, verstärkte den Zug ins Opernhafte. Der Bühnenraum hingegen war eindrucksvoll.

Das Publikum quittierte dankbar mit Applaus, daß hier einmal einer in aggressiven, geschliffenen Sätzen aussprach, was alle mehr oder minder deutlich empfinden und mit Beklommenheit auf sich zu kommen sehen. Auch das war ein Gewinn. Ob freilich die nur szenisch illustrierte intellektuelle Aussage über ein drohend-allgemeines Schicksal Impulse zur Aktivität auslöst, das ist die Frage. Der große Vorwurf schafft noch keine große Kunst. Cato

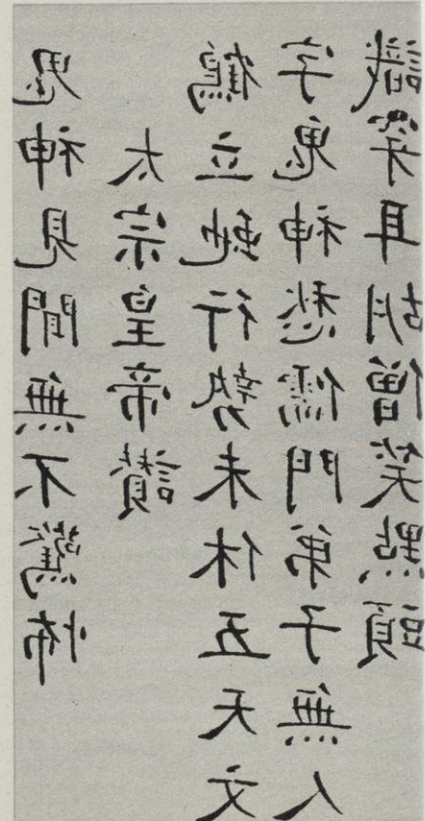


Zweimal „Großstadt bei Nacht“ zeigen die beiden Bilder. Der Maler Lyonel Feininger läßt sehr bewußt den Raum die Szene beherrschen und die festen Formen zu Schemen verdrängen. Die unregelmäßigen Konturen des Himmels erscheinen wichtiger als die Gebäude, die ihn begrenzen. Die Luftbildkamera ist noch konsequenter: allein das Licht zeichnet und malt, deutet an und läßt ins Dunkle versinken, was die Lichter der Großstadt nicht betonen.



Von oben sieht es anders aus

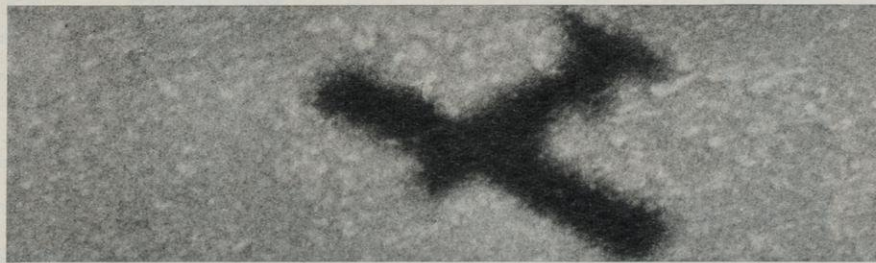
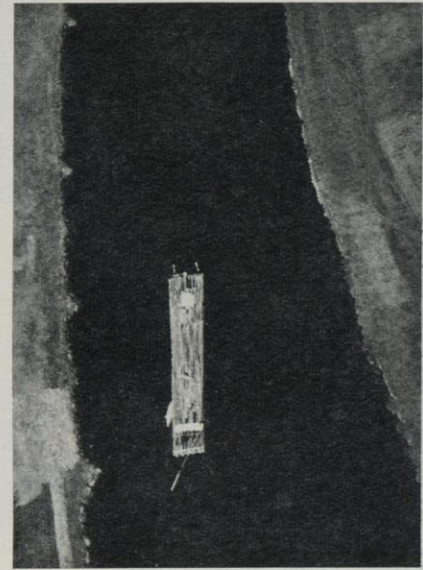
Text und Fotos von Heinz Koberg



Wie die Schriftzeichen auf einer chinesischen Tempelfahne liegen die Strohgarben, die ein Mähdrescher hinterlassen hat, auf dem Stoppelfeld. Zum Vergleich ist hier die Schrift von zwei religiösen Sprüchen wiedergegeben, die in Stein graviert sind. Das Original schrieb Kaiser T'ai-Tsung (976-998).



Wenn das Land flacher wird und die Ströme gemächlicher ziehen, ist für die Männer auf den Holzflößen eine ruhige Zeit. Die Trecker und Ackergeräte haben auf den abgearbeiteten Feldern eigenwillige, durch den Gang der Arbeit hervorgerufene Spuren hinterlassen.



Anders als die ziehenden Wellen der Ströme, die heftige Bewegung des Meeres bei der Annäherung an das Land, sind die leichten Kräuselungen, die der Wind auf den Binnenseen hervorruft: ein Spiel von Sonne, Wasser und Wind; und als besonderes Kuriosum die schwimmenden Inseln auf dem Steinhuder Meer.

Wir haben uns daran gewöhnt, auf weiten Reisen Europa und außereuropäische Länder zu sehen. Wir staunen nicht mehr, wenn uns Filme und Berichte vom Südpol oder aus Tibet gezeigt werden. Wir haben uns daran gewöhnt, die vielfältigen Wunder der uns umgebenden Welt als etwas zu werten, auf das wir Anspruch haben.

Aber nicht nur die ferne, weite Welt birgt Wunder und Geheimnisse. Unsere engere und engste Heimat hat sie! Jede Stadt, jeder Acker, jede Wiese, jeder Steinbruch, Flüsse und Bäche. Es gehört nur Mühe dazu, sie zu sehen, die Wunder unserer Heimat. Wie anders sehen wir die Umwelt, wenn die Mühe des Urlaubs unsere Augen öffnet. Es ist alles anders als der tägliche Kram zu Hause. Deshalb meinen wir, die Ferne sei größer, schöner, reizvoller. Weit gefehlt!

Meine Mühe zum Schauen habe ich, wenn ich gemächlich mit einem kleinen Sportflugzeug über das Land bummle. Düsenjäger, die in der Ferne vorbeibrausen, machen mich lächeln. Wir, mein Pilot Herman Grotzke, meine Kamera und ich fliegen manchmal nur „60 Sachen“ – manchmal auch 100 Stundenkilometer. Aber von da ist es noch weit bis zur Schallmauer. Und bei diesem Bummeln entdeckt man, daß alles von oben anders aussieht, daß unsere Welt voller Wunder und Geheimnisse steckt und daß es sich lohnt, auch die Heimat mit den Augen des müßigen Entdeckers zu betrachten. Die gewohnte Sicht läßt uns manches übersehen, der Mangel an innerer Ruhe läßt uns flüchtig werden im Betrachten. Ungewohnte Sicht jedoch und Mühe zum Schauen lassen uns zum Entdecker werden.

Diese Entdeckerfreude war es auch, die eines Tages zum Autor meines kleinen Bilderbuches wurde. (Fackelträger Verlag: „Von oben sieht es anders aus“.) In diesem Buch habe ich die seltsamen Formen und Formeln in der Landschaft verschiedenen Werken der bildenden Kunst gegenübergestellt. Dabei zeigte es sich, daß auch das Gegenstandslose durchaus im Natürlichen faßbare

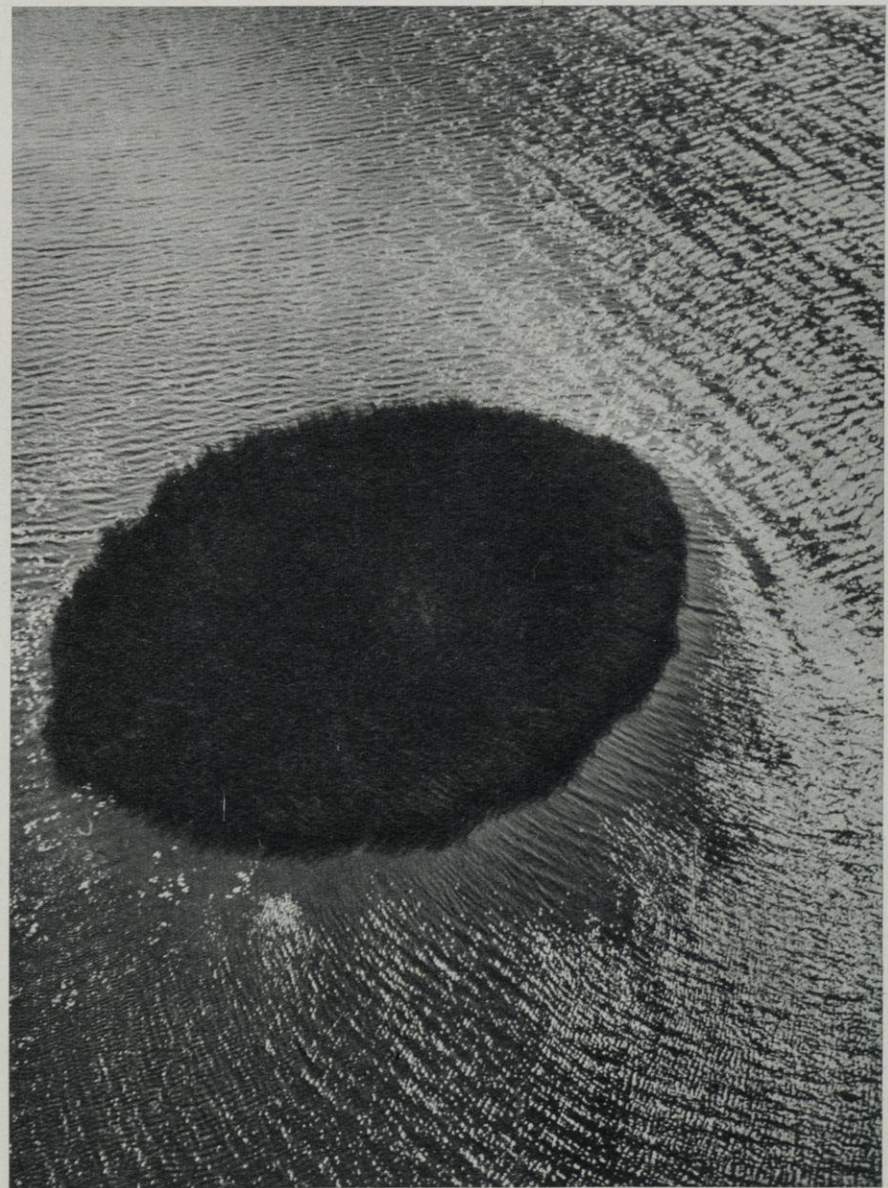
Parallelen hat. Manche Vision kann zum Gegenstand werden, wenn der Entdecker mit Mühe, mit einer Kamera und natürlich auch mit geschulten Augen um sich blickt.

Da gibt es Landschaft, in der von Menschenwerk keine Spur zu sehen ist. Brandendes Wasser, Priele im Wattenmeer, vom Frühjahrswasser überflutete Täler, in denen das Land einsame Inseln bildet. Bergrücken, Schluchten und Felsen sind solche naturverbliebene Stücke der Erdoberfläche.

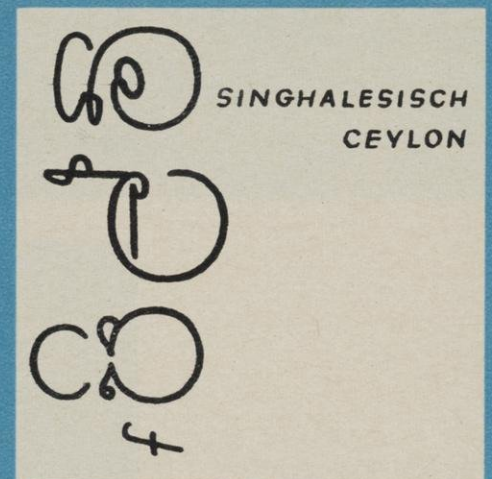
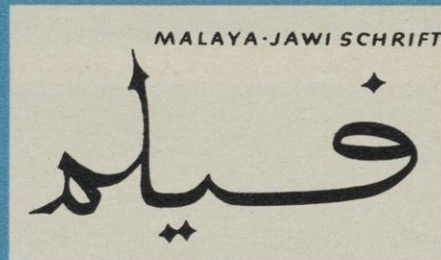
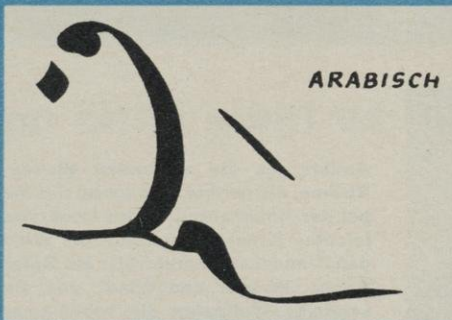
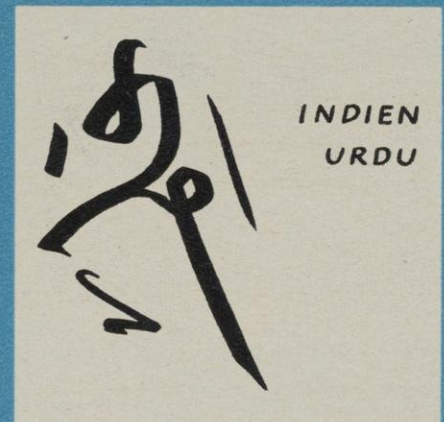
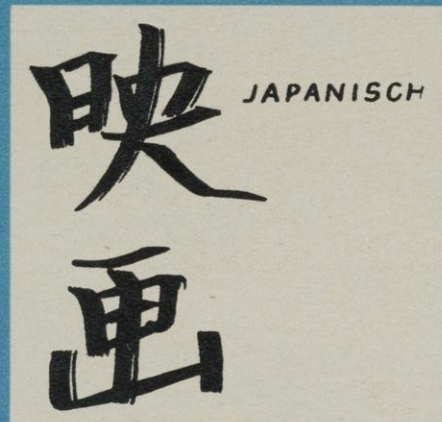
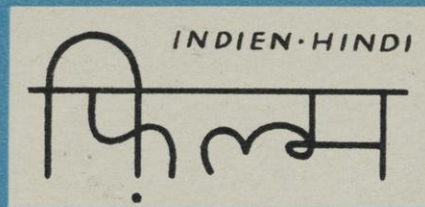
Dann sind da die Flächen, in denen Mensch und Natur gemeinsam gestaltet haben. Gärten und Parks, bestellte Felder, Moore und Wälder. Sehr formenreich ist diese Gemeinschaftsarbeit. Geometrische Figuren barocker Gärten stehen neben schwungvollen Kurven auf bestellten Feldern. Quadratische Torflöcher wechseln ab mit runden Tümpeln. Und – auch das ist Menschenwerk in der Landschaft: erschütternde Bombenteppiche sind noch heute sichtbar.

Dann gibt es aber auch noch Flächen, auf denen vom Ursprünglichen nichts verblieb. Es sind technische Landschaften, bei denen jeder Fußbreit Boden um und um gewendet wurde. Städte und Industrieanlagen, Straßen, Autobahnen und Gleise, Parkplätze mit Tausenden von Autos. Lichter der Großstädte bei Nacht. Und an den Stellen, an denen die menschlichen Eingriffe in die Haut unserer Erde am nachdrücklichsten sind, ergeben sich Bilder mit seltsam faszinierendem Aussagegehalt. Ich denke dabei an Steinbrüche und Schürfstellen oder an die Arbeitsfelder riesiger Räumgeräte.

Von oben sieht es anders aus. Aus der anderen Perspektive erkennt man neben den Einzelheiten auch die größeren Zusammenhänge. Man nimmt zwangsläufige Abhängigkeiten wahr und erkennt, was man gekannt hat. Einzelne Menschen sind innerhalb dieser Zusammenhänge winzige Pünktchen. Und doch erkennt man das Wirken dieser Winzigen überall ringsumher. Meist sind es segensreiche, aufbauende, gestaltende Taten, selten nur destruktiv. Meine Hochachtung allen, die nicht zerstören!



Das Wort FILM in asiatischen Schriften:



Erste Woche des asiatischen Films

In Frankfurt a. M. ist sie kürzlich durchgeführt worden – es war ein Versuch, der mit den üblichen Filmwochen nichts zu tun haben wollte. Asiens Spiel- und Dokumentarfilme bildeten wohl die Basis, aber zur Seite standen gleichberechtigt Vorträge über wirtschaftliche, politische und soziale Verhältnisse oder über Philosophie, Religion und Kunst. Auch kleine Ausstellungen gab es: das Völkerkundemuseum stellte schöne, alte Vasen, Schriftrollen, Wajangpuppen und Waffen aus, und Vitrinen voller Bücher lockten zum Anschauen. Auch eine große Landkarte hing an der Wand! Die Filme sollten also nicht nur durch ihre künstlerische Aussage wirken, sondern Kunde geben von ihrer Heimat, damit wir Europäer diesen Riesenkontinent besser kennenlernen konnten. Diese Idee zündete, und wenn anfangs der Besuch nur zögernd war, so strömte das Publikum später in so großen Scharen herbei, daß man zu den Abendvorstellungen viele fortzuschicken mußte, die keinen Platz mehr fanden. Alle asiatischen Länder waren eingeladen worden; das Kuratorium, an der Spitze der hessische Kultusminister Prof. Schütte, legte einstimmig Wert auf Beteiligung der asiatischen Republiken der Sowjetunion und Rotchinas. Aber die Bundesregierung verweigerte die Einreise für eine chinesische Delegation, und so gab es leider, leider keine Filme des 600-Millionen-Volkes zu sehen. Und trotz gegenseitigem Kulturabkommen Bundesrepublik Deutschland und Sowjetunion wollte Bonn der russischen Delegation auch kein Einreisevisum geben, aber nach energischer Intervention von Minister Schütte konnten die Gäste aus Kasakstan, Usbekistan, Tadjikistan

und Kirgisien noch kurz vor Toresschluß kommen: Kultusminister Kanapin, Regisseur Vaisieff, zwei Schauspielerinnen, eine Moskauer Kritikerin und eine Dolmetscherin. Im ganzen wurden 52 Filme aus 13 Ländern gezeigt, die entweder wie Indien schon seit 30, 40 Jahren produzieren oder wie Südkorea erst seit 10 oder gar wie Südvietnam erst seit zwei Jahren eigene Filme drehen. Fast alle asiatischen Nationen haben Bauernbevölkerungen mit sehr niedrigem Lebensstandard und Analfabetismus, und alle diese Länder stehen vor der Riesenaufgabe, das technische Zeitalter zu übernehmen. In den Spielfilmen war – mit Ausnahme der russischen – von dieser nationalen Aufgabe nichts zu spüren, menschliche Schicksale beherrschten die Handlungsabläufe. Aber die Dokumentarfilme gaben Zeugnis, man mußte nur sehen und hören und aufmerken und bereit sein, aufzunehmen. „Kenntnisse beseitigen Mißverständnisse und bringen Verstehen“, sagte Minister Schütte in seiner Eröffnungsansprache; der indische Produzent Saran aus Bombay übermittelte die Grüße Asiens. In Indien ist es Sitte, geehrten Freunden einen Blumenkranz umzuhängen, Anand Saran praktizierte diesen schönen heimatischen Brauch im grellen Licht der Fernsehleinwand vor, legte aber Minister Schütte einen Kranz handgesponnener Baumwolle um, einen Gruß der bäuerlichen Kleinindustrie, die von Gandhi angeregt wurde und den 600000 Dörfern zusätzliches Einkommen gewährt. Sarans Film „The Saint and the Peasant“ lief zur Eröffnung, wir begleiteten Gandhis Nachfolger Vinoba Bhave auf seiner Wanderung durch ganz Indien, er läßt sich von

reichen Grundbesitzern Land für arme Bauern schenken. Das dringlichste Problem Asiens, Landreform, wird in diesem würdigen und schönen Film ganz individuell behandelt. Zwei der russischen Spielfilme, „Wir leben hier“ und „Saltanat“ aus Kasakstan und Kirgisien, zeigten die Urbarmachung riesiger Ländereien mit Traktoren und allen technischen Einrichtungen – das war filmisch ausgezeichnet dargestellt. Eben: „dargestellt“. Aber da waren kleine Filmchen, die den Alltag zeigten, Herstellung von Kokosmatten (Ceylon: „Makers and Motifs“), der Vorteil der Genossenschaft im Fischereiwesen (Malaya: „United westand“), allgemeine Landbauhilfe (Pakistan: „One step higher“), Ansiedlung von Flüchtlingen (Südvietnam: „Daß wir wieder leben“), und in einer Sonderveranstaltung sah man nordvietnamesische Arbeitsgruppen eine dringend notwendige Bewässerungsanlage bauen, fast ohne maschinelle Hilfe („Wasser fließt nach Bach-hung-hai“), ganze Hügel werden abgetragen, die Erdmassen in Körben wegtransportiert. Indien hatte viele solcher kleinen Alltagsbeispiele: „Industrial Age“, „Spirit of Loom“ und immer wieder das Problem: wie beschäftigt man die Menschen (Überbevölkerung!) am rationellsten, daß die Kaufkraft steigt? Vorläufig scheinen Kleinindustrien am Angebrachtesten, es gibt ja auch keine Konsumgüterindustrie – alles Erbeil jahrhundertelanger Kolonialherrschaft, wie W. Lauer mann, London, in einem ausgezeichneten Vortrag darlegte. Da war auch ein bewegender kleiner Film „Miracle in Java“ (Prod. UNO); Hunderte von Kriegsinvaliden konnten keine künst-

lichen Glieder bekommen, oder auch Opfer der Kinderlähmung, bis ein indonesischer Arzt die Initiative ergriff, in einem Schuppen eine Werkstatt einrichtete. Bis dann die Technische Hilfe der UNO eingriff. Einmal kamen Film und erläuterndes Wort zur großartigen Verschmelzung: der Japanische Rat gegen die A- und H-Bombe hatte einen Film geschickt „Es ist doch gut zu leben“. Hiroshima und Nagasaki sind wieder aufgebaut, da gibt's das Atommuseum, Friedensstraßen und -brücken, aber die Opfer führen ein verstecktes Leben in Kliniken oder zu Hause. Da liegen Fünfzehnjährige seit zehn Jahren im Bett, da sind Blinde, Waisenkinder, und Kontrollen in den Schulen bringen immer noch neue Opfer zu-



Broadway-Theater spielen wieder

Hintergründe und Ergebnisse des New Yorker Schauspielerestreiks

tage, bei denen sich die Schäden jetzt erst auswirken. **Robert Jungk** hatte sich die Zeit genommen, um nach Frankfurt zu kommen, und er erzählte von seinen Eindrücken in Japan: Nicht die Bombe sei das Schlimmste, aber die sieche Welt hinterher. Ohne Zweifel war dieser Tag ein Höhepunkt.

Zeigten die Dokumentarfilme den Alltag, die Mühen, Sorgen und auch die Erfolge – so gaben die Spielfilme ein Bild der Herzlichkeit, ja, man kann es nicht anders nennen. Gewiß, wir haben von der asiatischen Gesamtproduktion nur einen Bruchteil gesehen; Japan hatte mit fadenscheinigen Gründen abgesagt, das war sehr betrüblich, Burma und Thailand auch. Dafür haben wir ein neues Filmland entdeckt: **Südkorea**, mit vieltausendjähriger Kultur, aber seine Filmindustrie – wir erwähnten es bereits – ist erst zehn Jahre alt. Selbst wenn amerikanische Vorbilder und Schulungskurse geholfen haben mögen – aber „**Romance Papa**“, die Geschichte einer kleinbürgerlichen Familie, ist ganz zaubernd erzählt; „**Love for you**“ verquickt geschickt folkloristisches mit Modernem: eine Ehe, die durch den Krieg getrennt wurde. Aus Indien kamen eine ganze Reihe Spielfilme, „**Mirza Ghalib**“, Schicksal eines Dichters vor hundert Jahren, voll von Symbolik, mit wunderschöner Musik; „**Jhanak Jhanak Payal Bahe**“ („Gott Shiwa tanzt“) – eine bunte Farbenorgie, Freude, Naivität und glänzende tänzerische Leistungen. Das ist aber himmelweit von unseren Tanzfilmen entfernt, denn „Tanz“ in Indien ist göttlicher Natur, Herkunft. „**Kabuliwallah**“ („Der Mann aus Kabul“) erzählt warmherzig die Geschichte eines Straßenhändlers. Das war das Merkmal aller dieser Filme: das Menschliche steht im Vordergrund, alles ist natürlich, dem Ursprung näher. Aus Indonesien kam „**Tiga Dara**“ („Drei Mädchen“), eine freundliche Angelegenheit, wie man einen Ehemann findet. Von den russischen Spielfilmen sei noch erwähnt „**Tscholpon**“, ein Ballettfilm nach einer kirgisischen Legende, mit ausgezeichneten Leistungen. Am interessantesten war wohl Hongkongs Beitrag „**Kingdom and Beauty**“, der beim Südasiatischen Festival zwölf Goldmedaillen bekam – mit Recht. In wunderbaren Farben wird eine rührselige Geschichte aus der Mingzeit erzählt, aber großartig gekonnt und mit hohen darstellerischen Leistungen. Das war der Erfolgsfilm. Und wenn man bedenkt: bis auf wenige englisch oder auch deutsch untertitelte Streifen lief alles in Originalversion, das heißt hindi, malaiisch, koreanisch, chinesisch, indonesisch, russisch – das Publikum bekam Inhaltsangaben, oder die Story wurde vorher mitgeteilt – aber niemand ließ sich von dem Ungewohnten dieses Sprachbabels stören. Es mag das Neue gewesen sein, das so viele Menschen an zog, etwas, das der Einbildungskraft Nahrung gab. Asien – das ist etwas mit ungeheurer geistiger Kraft Begabtes. Vor überfülltem Saal sprach **Prof. Dr. Dr. Mensching, Bonn**, über die „**Religionen Asiens**“, die alle – Buddhismus, Hinduismus und auch Islam – nach Kriegsende erstarkten und sich ihrer Sendung bewußt wurden. Beschloß doch das 1954 in Rangun tagende buddhistische Konzil, „dem christlichen Abendland zu helfen“ in seiner geistigen Nachkriegsnot. Ein sehr schöner indischer Film über das „**Taj Mahal**“ beschloß den Abend.

Unter starkem Beifall der Gäste beim abendlichen feierlichen Empfang im Römer wurde von **Oberbürgermeister Bockelmann** verkündet, daß diese Filmwoche zu einer ständigen Veranstaltung ausersehen sei – wohl gemerkt, eine „Filmwoche“, die keine ist! Wie groß der Erfolg war, läßt sich daran erkennen, daß die USA, die Schweiz und skandinavische Länder das Programm übernehmen wollen.

Washington – (AD) – Die Lichter auf dem New Yorker Broadway sind wieder angegangen, und manchem Theaterliebhaber in den USA ent rang sich ein Seufzer der Erleichterung. Seit dem 2. Juni lagen die 22 Theater entlang der „großen weißen Straße“ New Yorks im Dunkel. Eine gewerkschaftliche Ausein ander setzung hatte ihre Lichter erlöschen lassen. Es war der zweite Schauspielerestreik in der langen Geschichte des amerikanischen Theaters und der erste seit der offiziellen Anerkennung der „Actors' Equity Association“ als Gewerkschaft der Bühnenkünstler im Jahre 1919. Die kleinen Off-Broadway-Bühnen wurden durch diesen Ausstand ebensowenig wie die Tourneetheater in Mitleidenschaft gezogen, soweit sich das bisher überblicken läßt. Die zahlreichen professionellen Bühnen der übrigen Städte sowie die Sommertheater in den USA haben Sonderverträge mit der Schauspielergewerkschaft abgeschlossen, so daß auch sie nicht davon berührt wurden.

Alles schien zunächst also eine reine Broadway-Angelegenheit zu sein, die offensichtlich nur die New Yorker Bühnenkünstler, die Eigentümer der 126 Broadway-Theater, die in der Liga der Broadway-Theater zusammenge schlossenen Produzenten und Direktoren und die 4000 Mitglieder acht anderer Theater gewerkschaften – Bühnenarbeiter, Beleuchter, Musiker, Garderobieren und Kassiererinnen – anging. Doch bald stellte sich heraus, daß der Streik auch noch andere Auswirkungen hatte. Restaurants, Hotels und Garagen der Innen stadt verzeichneten einen starken Geschäftsrückgang, und Reisebüros wurden von enttäuschten Besuchern überschwemmt, für deren New York-Aufenthalt sie Theaterkarten reserviert hatten. Fernsehen, Zeitungen und Zeitschriften wandten der Situation auf dem Broadway ihre besondere Aufmerksamkeit zu, und es dauerte nicht lange, bis man überall in den Vereinigten Staaten die Entwicklungen mit Interesse weiter verfolgte. Wer sich bereits Monate vor seinem Besuch in New York Theaterkarten bestellt hatte, war verständlicher Weise mehr als nur enttäuscht.

Was waren die Hintergründe dieser „Finster nis“ auf dem Broadway? Einig war man sich nicht einmal in der Bezeichnung für dieses bedeutungsvolle Theaterereignis. Die Produzenten nannten das Vorgehen der Schauspielergewerkschaft, die jeweils eine einzelne Vorstellung zu verhindern wußte, einen „Streik“. Die Schauspieler, die sich jeden Abend treu und brav in den Theatern einfanden, die als Gegenmaßnahme geschlossen worden waren, bestanden darauf, daß es sich hier um eine „Aussperrung“ handelte. Wie dem auch sei – worum es ging, war ganz eindeutig folgendes: Die Schauspielergewerkschaft forderte höhere Mindestgagen sowie Pensionen, die Übernahme von Krankenhauskosten und andere Sozialleistungen. Die Produzenten und Eigentümer der Theater lehnten diese Forderungen mit der Begründung ab, die ungesicherte wirtschaftliche Lage des Theatergeschäfts ließe

ein Entgegenkommen nicht zu. Darüber hinaus befürchteten sie, daß Konzessionen an die Schauspieler notwendigerweise Konzessionen an die übrigen Theatergewerkschaften nach sich ziehen würden. Weiterhin steigende Produktionskosten, prophezeiten sie, müßten weniger Neueinstudierungen zur Folge haben. Die Schauspieler blieben jedoch eisern. Alte Hasen erinnerten sich an die Zeit vor der Gründung der „Actors' Equity Association“, als Schauspieler zehn Vorstellungen in der Woche gaben, einschließlich sonntags, keine Probenhonorare erhielten, ihre Kostüme selbst bezahlen mußten und manchmal irgendwo, fern von New York, strandeten, wenn ihre Truppe auf einer Tournee Schiffbruch erlitt. 1913 wurde „Actors' Equity Association“ geschaffen, aber es bedurfte der Anstrengungen von sechs Jahren, die ihren Höhepunkt in einem dramatischen, vierwöchigen Streik fanden, bis „Actors' Equity“ als Tarifpartner anerkannt wurde.

Die jüngste Auseinandersetzung war weit weniger farbig als jener erste Streik. Es gab keine Streikposten, keine Ansprachen und keine Stegreifszenen zum Vergnügen des Publikums auf der Straße. Dafür gab es mit wenigen Ausnahmen Einigkeit unter den Schauspielern, die – berühmte Stars wie unbekannte Chormitglieder – fest zusammenhielten. Der wichtigste Aspekt dieses Kampfes der Schauspielergewerkschaft war tatsächlich die Standfestigkeit, mit der die Großen der Bühne ihre bescheideneren Kollegen unterstützten. Von den zur Zeit 731 Ensemblemitgliedern der Broadway-Bühnen erhielten bei Beginn der Auseinandersetzung 93 die Mindestgage von 103,50 Dollar pro Woche – zumeist Tänzer und Tänzerinnen unter 20 Jahren in ihrem ersten Engagement. Die übrigen Gagen lagen weit höher. Das Ziel der Schauspielergewerkschaft war die Anhebung der Mindestgagen in zwei Etappen auf 120 Dollar pro Woche.

Die Verhandlungen erstreckten sich über eine Woche. Optimismus und Pessimismus lösten sich ab, bis schließlich ein Kompromiß erzielt war. Die neue, vierjährige Vereinbarung – sie tritt an die Stelle des ausgelaufenen Dreijahresvertrages – gewährt der „Actors' Equity Association“ einen Pensionsplan und eine Mindestgage von 111 Dollar im ersten Jahr, bis 117,50 Dollar im vierten Jahr – fast genau das, was sie gefordert hatte. Ähnliche Kompromisse wurden in den übrigen Streitfragen geschlossen.

Damit war die Möglichkeit gegeben, Mitte Juni die geschlossenen Häuser wieder zu eröffnen und die Arbeit an den Plänen der 43 für den Herbst dieses Jahres vorgesehenen Neuproduktionen wiederaufzunehmen. In gewissem Sinne hatte diese Theaterschließung sogar noch ein recht konstruktives Ergebnis. Sie ließ viele New Yorker sich der Bedeutung des Theaters für ihre Stadt bewußt werden.

John Kerigan



In der kleinen Stadt Doorn in Holland wurde eine Straße nach der Schauspielerin Audrey Hepburn benannt.

Rassenwahn

Die Schwedin May Britt und der Negerstar Sammy Davis jr. wollen heiraten. Das war natürlich ein Fressen für die Rassenfanatiker. In London, dem momentanen Aufenthaltsort der beiden, wurden in Demonstrationen Schilder durch die Straßen getragen, auf denen (in Deutsch übersetzt) zu lesen war: „Halt Eng land weiß!“ und „Sammy geh zurück in den Urwald!“ Sir Oswald Mosley, der Führer der britischen Faschisten, unterstützte die Demonstranten. Sehr erfreulich ist es, daß in 99 v.H. der Briefe, die Sammy erhielt, unter anderem Sätze zu lesen waren wie: „Wir sind erschrocken.“ „Wir sind beschämt.“ Oder: „Wir entschuldigen uns für unsere Landsleute.“ Viele gratulierten den beiden.

Schwarz und weiß

Folgendes Interview zwischen einem Reporter und Frank Sinatra bei seiner Ankunft in Berlin, druckte die Berliner Zeitung: Reporter: „Hallo, Mister Sinatra, darf ich fragen, was Sie nach Berlin gebracht hat?“ Frank: „Flugzeug.“ Reporter: „O ja, ich sehe. Was wollen Sie hier unternehmen?“ Frank: „Berlin kaufen.“ Reporter: „Tolle Idee, wieviel würden Sie zahlen?“ Frank: „Drei Cents.“ Reporter: „Was halten Sie von den Berliner Mädchen?“ Frank: „Das geht Sie nichts an.“ Was soll das, Frankie? Ganz anders verhielt sich sein dunkelhäutiger Schauspielkollege Sidney Poitier. Er hatte nur freundliche Worte für Berlin und äußerte sogar den Wunsch, ein Flüchtlingslager aufzusuchen.

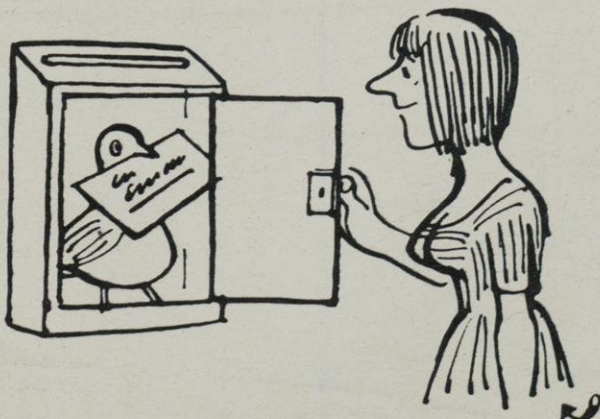
Vorurteile

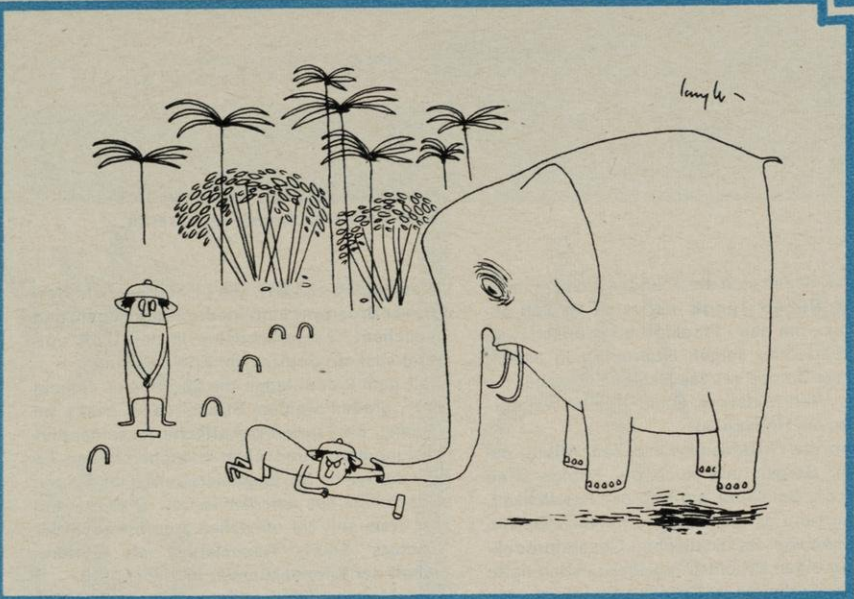
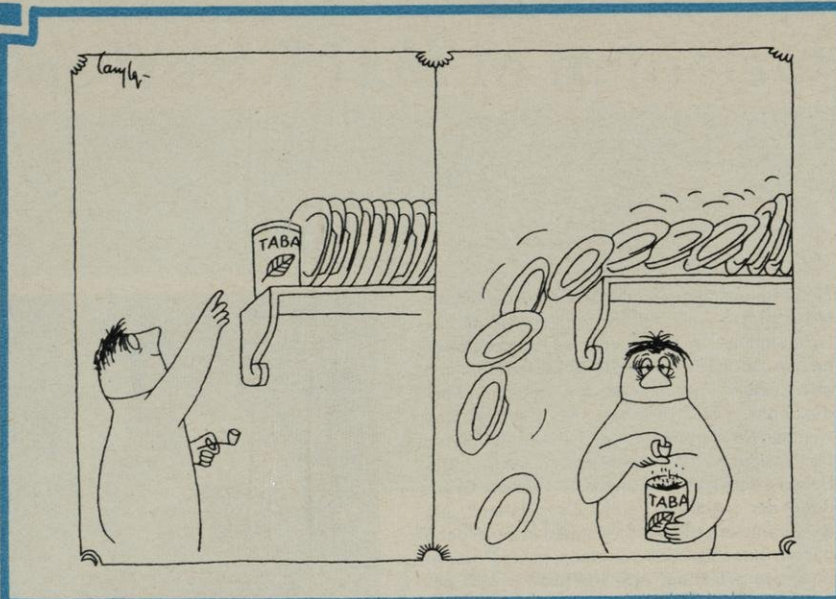
Harry Belafonte dreht in eigener Produktion einen Film über das Leben Alexander Puschkins, in dem er selbst die Hauptrolle spielt. Da in Puschkins Adern Negerblut floß, war die Empörung ob Belafontes „Anmaßung“ völlig fehl am Platze.

Unglaublich

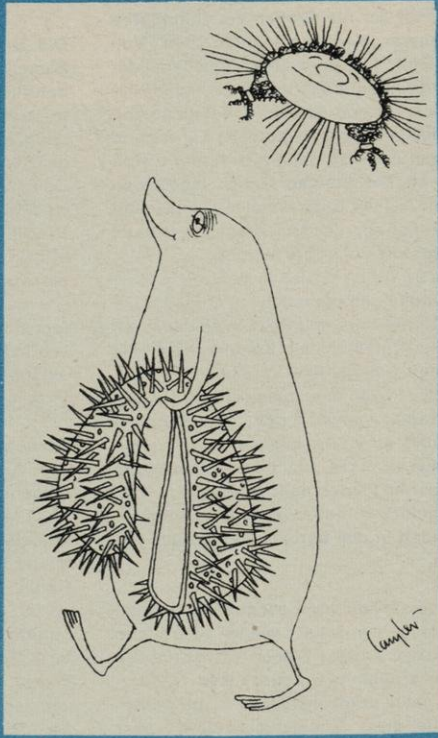
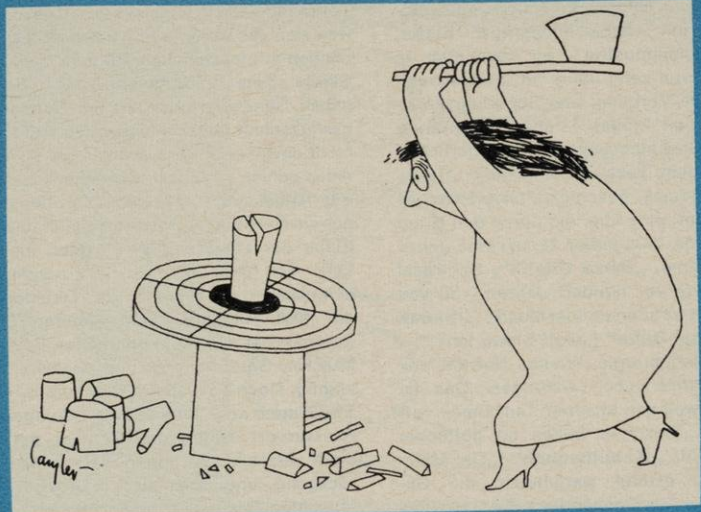
Kennen Sie schon den neuesten englischen Witz über die beiden feindlichen Brüder Film und Fernsehen? Meinte ein großes Tier vom Film zu seinen Mitarbeitern: „Leider bleibt es mir nicht erspart, mit Besorgnis auf die Entwicklung des Fernsehens zu blicken. Soeben habe ich nämlich erfahren, daß wir voriges Jahr mehr Kinos als Filme verkauft haben.“

H. P.





- man muss es
zu nehmen
wissen!



wie
CANZLER

